

Terms: \$2.00 per Annum in Advance. — Address: Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Evangelisch - Lutherisches

Schulblatt.

Monatschrift

für

Erziehung und Unterricht.

Herausgegeben

von der

Deutschen ev.-luth. Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Redigiert im Namen des Lehrerkollegiums des Seminars in Addison

von

Dir. C. A. W. Krauß und Prof. F. Lindemann.

Wort: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht,
denn solcher ist das Reich Gottes.

Matth. 10, 14.

33. Jahrgang. — November.

St. Louis, Mo.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.

1898.

Entered at the Post Office at St. Louis, Mo., as second-class matter.

I n h a l t.

	Seite
Wie ist dem entgegenzuarbeiten, daß die Konfirmanden, sonderlich gegen das Ende des Schuljahres, das Interesse für die Schule und die Achtung vor dem Lehrer verlieren?	321
Elementarschulunterricht im alten Athen.....	329
Bericht über die Lehrerkonferenz von St. Louis und Umgegend.....	331
Der Gesangunterricht.....	333
Sprichwörter aus Luthers Schriften.....	341
Vermischtes	347
Litterarisches.....	348
Einführungen	350
Schuleinweihung. — Altes und Neues.....	351

Aufforderung zur Subskription.

„Schriftgemäße und erbauliche Erklärung der Offenbarung St. Johannis von G. Göhwein.“ — „Der Brief St. Pauli an die Ephefer in Predigten gehalten vor der ev.-luth. St. Johannis-Gemeinde zu Brooklyn, N. Y., von J. P. Beyer, Pastor.“ Dies sind die Titel zweier Manuskripte, welche von deren Verfassern behufs Veröffentlichung dem unterzeichneten Direktorium übergeben worden sind. Dasselbe möchte aus finanziellen Gründen sich zunächst eine genügende Anzahl von Subskribenten sichern. Die Fakultät des hiesigen theologischen Seminars hat diese Schriften durchgesehen und ihren Druck gutgeheißen, mit dem Bemerken, daß ihr Inhalt erbaulich sei und dem Vorbild der reinen Lehre entspreche. Was die erwähnte Auslegung der Offenbarung St. Johannis betrifft, so beruhe dieselbe auf eingehendem Studium der alten rechthgläubigen Kommentare. Wer daher auf die genannten Schriften oder auf eine derselben abonnieren will, ist gebeten, dies dem Agenten unserer Synodaldruckerei, Herrn M. Tirmenstein, zu melden.

St. Louis, 10. November 1898.

Das Direktorium des Concordia Publishing House.

Evang. - Luth. Schulblatt.

33. Jahrgang.

November 1898.

No. 11.

Wie ist dem entgegenzuarbeiten, daß die Konfirmanden, sonderlich gegen das Ende des Schuljahres, das Interesse für die Schule und die Achtung vor dem Lehrer verlieren?

Zu einem bildenden und erziehenden Unterricht gehört u. a. auch, daß derselbe interessant sei. Er ist es dann, „wenn die Kinder dem Lehrer gerne zuhören, wenn sie die Augen auf ihn gerichtet haben und ihm mit Spannung folgen“. („Schulpraxis“, S. 95.) Solche Kinder werden auch vorwärts kommen, sind doch die verschiedenen Kräfte des Verstandes, das Urteil, Gedächtnis und die Phantasie auf nutzbringende Weise thätig. Ein solcher Unterricht wird in der Regel auch erziehend wirken, denn solche Schüler arbeiten, lernen anhaltende Beschäftigungen lieb gewinnen, sind folgsam und gewinnen den Gehorsam lieb. Bezeigen aber die Kinder keine Neigung, dem Vortrag zu folgen, machen sie sich Nebenbeschäftigungen, ist ihre Aufmerksamkeit eine momentane, vielleicht nur eine erzwungene, sind sie einer zu füllenden Flasche gleich, deren Hals in steter Bewegung ist: so kann ihnen gegenüber von einem bildenden Unterricht kaum die Rede sein. Solche Kinder sind auch ungezogen und sind geneigt, ungehorsam und träge, wohl gar faul und bödig zu werden. Wir sind daher gewißlich alle beflissen, so zu lehren, daß die Klasse, die ganze Klasse (nötigenfalls alle Klassen) unserer Erzählung, unsern Auseinandersetzungen folgt. Das gelingt uns, leider! öfters nicht; mitunter ist unser, mitunter ist jenes oder jener Knaben Herz nicht bei der Sache, wir sind ungeduldig und verdrossen, die Kinder zerstreut. Auch der Schulmeister klagt ab und zu über einen blauen Montag. — Wird auf dieser Erde auch so bleiben. Was schadet's auch viel, wenn die Kleinen an einem schwülen Sommernachmittag das Kopfnicken bekommen? Ist aber Abneigung gegen den Unterricht, sowie gegen die denselben erteilende Person zur Gewohnheit geworden, so ist das ein Übelstand, auf dessen Beseitigung der gewissenhafte Lehrer allen Ernstes bedacht ist. Da nun öfters unter uns Klagen laut geworden sind, daß die

Konfirmanden, sonderlich gegen Ende des Schuljahres, Lust und Liebe zur Schule und auch die Achtung vor dem Lehrer verlieren, so ist mir der Auftrag worden, die Frage zu erörtern:

Wie ist dem entgegenzuarbeiten, daß die Konfirmanden, sonderlich gegen Ende des Schuljahres, das Interesse für die Schule und die Achtung vor dem Lehrer verlieren?

Entsinnst du dich noch dessen, wie der jetzt so finster und mürrisch dreinschauende Peter einst bei seinem Eintritt in die Schule so heiter war? Wie ehrfurchtsvoll schaute er mit andern ABC-Schützen zum Lehrer auf, wie lauschten sie seinem Worte, als er ihnen biblische Geschichten erzählte, wie eifrig zählten sie Griffel und Kugeln! Das ist freilich mit der Zeit etwas anders geworden. Was Wunder auch, daß, wenn Kinder merken, daß sie hinter ihren Klassengenossen zurückbleiben, wenn sie im Rechnen die richtige Antwort „gar nicht herauskriegen“ können, — daß dann das Interesse für die Schule merklich abnimmt? Und das um so mehr, wenn der Lehrer den ungelehrigen Schüler mit aller Gewalt mit der Klasse fortbringen will, ihm seine Unwissenheit als Folge seiner Faulheit deutet, ihn lächerlich macht etc. Nun werden fast alle Schüler gewahr, daß sie in diesem und jenem Fach hinter ihren Klassengenossen zurückbleiben, wohl trotz allen Fleißes. Da bildet sich dann vielleicht eine beharrliche Abneigung gegen einen solchen Unterrichtszweig aus, verstärkt vielleicht dadurch, daß ein eifriger Vater etwa gesagt hat: „Dummes Ding, das Einmaleins lernst du deine Lebtag nicht“, oder durch der Mutter beständige Rede: „Der Unterschied zwischen mir und mich ist von gar keinem Belang.“ Kommt hierzu noch, daß ein Schüler sich etwas Sonderliches hat zu schulden kommen lassen, oder daß sein Vorgesetzter, in fleischlichen Zorn geraten, ihm Unrecht gethan, so finden wir es ganz natürlich, daß er von seinem einstmaligen Schuleifer eine gute Portion eingebüßt hat. Es kommt aber, leider! mehreres hinzu, wodurch das geringe Interesse für die Schule leicht in Abneigung gegen dieselbe (nicht bloß gegen einzelne Fächer) und die Geringschätzung des Lehrers in Verachtung desselben ausarten kann. Was war es wohl, warum Peter Spielsachen liegen ließ und zum Buch und Griffel griff? Warum freuen sich Kinder, wenn's heißt: „Ostern rückt ihr eine Klasse hinauf, bekommt ein Schönschreibebuch und die andere Klasse erhält eine Geographie“? Nun, einmal lieben Kinder — alte Leute oftmals nicht minder — die Abwechslung. Hammer und Schaufel, Ball und Trommel waren dem Peter etwas Alltägliches geworden, darum schaute er ins Buch, krugelte er auf die Tafel. Und so lange es noch ein größeres, „schwereres“ Buch giebt, noch etwas Neues auf dem Programm steht, kann man ohne viel Mühe den Eifer für den Unterricht beleben. Mit dieser Wißbegierde — das Wort in gutem Sinn gebraucht — ist bei vielen Kindern eng verknüpft ein Streben vorwärts. Das Alter beschäftigt sich mit der Vergangenheit,

das Kind lebt in der Zukunft. Klein Lieschen ist eine Puppenmutter, während Heinrich sich zum Reiter ausbildet, sei's auch nur auf einem Steckenpferd, oder auf einem Besenstiel. Und die Schule tritt diesem Streben nicht nur nicht entgegen, sondern benutzt es als einen erziehlischen Faktor. Wollen die Buchstaben auf der Schiefertafel nicht mehr so gut geraten, so heißt es etwa: „Na, Junge, du willst wohl zu Ostern kein neues Schönschreibeheft; möchtest wohl noch ein Jahr warten?“ Das zieht. Auch das zieht, daß die Kinder lesen dürfen, wie aus fleißigen Schülern große Männer, Künstler und Gelehrte geworden sind. Mit dem letzten Schuljahr, oft auch schon viel früher, sind dem elf-, zwölf- und dreizehnjährigen Knaben die höchsten in der Schule gebrauchten Bücher in die Hände gegeben worden. Darüber hinaus — so sagt sich Peter — bietet mir diese Unterrichtsstätte nichts mehr. Er beschäftigt sich oft mit der Zeit, da er in der Sägemühle arbeiten, als Laufbursche dienen, oder der Dampf- und Dreschmaschine folgen darf. So seinen Gedanken nachhängend, hat er des Lehrers Frage überhört, sie nicht beantworten können, was doch dem neunjährigen Karl ein Leichtes war. Sagt nun der sich ereifernde Lehrer: der neunjährige Karl ist klüger gewesen als der große Peter, so denkt dieser, der Lehrer hat wissentlich die Unwahrheit gesagt, und um die Liebe zum Lehrer ist's geschehen. Denken Hans und Grete, die Schule bietet uns nichts Neues, das Ziel derselben haben wir erreicht, so ist's mit dem bildenden und erziehenden Unterricht fast vorbei, und haben sie gemerkt, daß der Lehrer ein langes englisches Wort nicht proper ausgesprochen, oder daß ein Rechenexempel ihm wie eine sehr harte Nuß war, so ist auch der Respekt vor dem Lehrer hin.

Mittlerweile hat mit dem Spätherbst der Konfirmandenunterricht begonnen. Wenngleich Peter weiß, daß es da viel zu lernen giebt, er freut sich doch darauf. Er, der letztes Jahr die Großen zum Herrn Pastor in den Unterricht hat gehen sehen, während er des Lehrers Fragen, die auch an die ABC-Schützen gerichtet waren, mit diesen beantworten mußte (und wie leicht waren diese Ja-Fragen doch oft!) — er darf nun auch mit andern Großen in das Konfirmandenzimmer. Das ist ein Schritt vorwärts. Das ist der Anfang vom Ende — des Schulegehens. Der Pastor begleitet das Morgenlied mit tiefer Bassstimme; seine Kleidung, seine Haltung, die schweren Fragen — alles das flößt ihm gehörigen Respekt ein. Schule und Lehrer? — sie sind ganz in den Hintergrund gedrängt. Doch noch mehr.

Des Pastors Unterricht bereitet auf die Konfirmation vor. Dieser Handlung geht gewöhnlich am Palmsonntage ein öffentliches Examen voraus. Da nun Ostern ein bewegliches Fest ist, so findet die Konfirmation einmal früh, etwa am 20. März, ein anderes Jahr etwa vier Wochen später statt. Mit der Konfirmation, oder schon ein paar Tage vorher, hat aber das Schuljahr geschlossen — ganz einerlei, ob der Lehrer mit seinem Pensum durch ist oder nicht — ein Umstand, der gewiß nichts dazu beiträgt, das Ansehen der Schule zu mehren. Bei vielen Konfirmanden ist's als-

bald beschlossene Sache: der Unterricht beim Pastor geht vor. Wenn es sich also darum handelt, so fällt die Vorbereitung auf die Schulaufgaben am dürtigsten aus. Der unbegabte Schüler findet das so in Ordnung und mancher begabte macht sich keine Gewissensstrupel daraus. Und wie sind doch so manche Eltern so weit davon entfernt, darauf zu achten, daß ihr die Konfirmandenstunden besuchender Junge auch in der Schule fleißig und artig ist! Halten doch manche Eltern dafür, sie hätten, was das Geistige und das Geistliche betrifft, ihre Pflicht erfüllt, wenn sie ihre Kinder soweit gebracht, daß der Pastor sie, wenn auch erst nach längerem Widerstreben, zur Konfirmation zugelassen hat. Und giebt es nicht auch Eltern, die es ja nicht mit dem Pastor verderben möchten, denen an des Lehrers Freundschaft, dem sie doch das Köstlichste, das sie haben, ihr eigen Fleisch und Blut, anvertraut, — denen an des Lehrers Freundschaft nichts gelegen ist? Ja, giebt es nicht Eltern, die es dem Lehrer noch nicht verziehen haben, daß er einmal geäußert, warum es dem Karl und der Emilie (und diese ist doch der Mutter Ebenbild) das Auffassen und Behalten so schwer fallen, und die darum den Kindern immer zu verstehen geben, daß dem Pastor und seinem Unterricht der Vorzug gebühre. Wie sehr oft Konfirmanden mit ihren Eltern die Schule verachten, zeigen sie damit, daß Konfirmanden, die keine Stunde beim Pastor versäumen, gleich nach der Stunde den Lehrer bitten, heimgehen zu dürfen, weil die Mama „heut“ wäscht, hügelt, oder aufräumt. Ja, es ist nichts Seltsames, daß manche Eltern ihre Kinder mit dem Beginn des Unterrichts beim Pastor ganz aus der Schule nehmen, damit sie, wie sie sagen, beim Pastor desto besser lernen können. Wenn die dann nach Schluß der Stunde heimgehen können, wie werden die dann von den andern beneidet! Wie suchen auch andere Gelegenheit und geben Ursache an, daß auch sie vom Schulbesuch dispensiert werden! Auch der Pastor kann an seinem Teile dazu beitragen, den Schulunterricht in den Augen der Konfirmanden herabzusetzen, ohne es zu wollen, wohl ohne es zu ahnen. Es giebt wohl Pastoren, die erst nach Neujahr mit ihrem Unterricht beginnen. Wieder andere, die schon im September oder Oktober anfangen, können erst gar nicht vom Fleck kommen, wollen auch wohl nicht, weil noch ein paar Schüler im Kornfeld oder in der Fabrik beschäftigt sind — die doch auch die Lehre von den heiligen zehn Geboten gründlich lernen sollen. Fällt Ostern heuer früh, war der Winter hart und streng, nun dann wird in den letzten Wochen vor Ostern die Konfirmandenstunde ausgedehnt, der Lehrer muß länger als sonst auf seine Schüler warten. Der Pastor ist vielleicht der Meinung, daß er seines Amtes jetzt sonderlich treulich wartet; allein er nimmt Lehrer und Schülern deren Zeit und trägt dazu bei, seinem Unterricht eine Wichtigkeit beizulegen, die ihm nicht zukommt, und er verringert das Ansehen der Schule und des Lehrers. Gar mancher Seelsorger hält es auch für überflüssig, mit dem Lehrer darüber zu reden, ob sein Memorienpensum für die einzelnen Stunden oder die Woche zu groß sein könne.

So hat denn ein Lehrer unter Umständen manchen Konfirmanden gegenüber einen schweren Stand. Schade, daß er dann noch selbst öfter aus übel ärger macht. Auf ein Zwiefaches sei hierbei aufmerksam gemacht. Wie mancher Lehrer hat das schon wahrgenommen, daß die Großen mit Geringschätzung auf die Kleinen herabsehen! Das kann er ganz ruhig mit ansehen, aber merkt er, daß sein Ansehen leidet, wie kann er da hart und giftig sein! Dann verfährt er mit Strenge. Da werden die Großen ihm gram, und wenn sie ihm auch nicht offen Trotz bieten mögen, so wandeln sie doch fast beständig an der Grenze des Erlaubten und sehnen den Augenblick herbei, wo seine Autorität über sie aufgehört hat. Und da kann es denn vorkommen, daß des Konfirmanden Bosheit noch nach der Schulprüfung und vor Palmsonntag sich in seiner Abscheulichkeit zeigt. — Es werden wohl in den meisten Schulen alljährlich kurz vor Ostern öffentliche Prüfungen vorgenommen. Auf die Leistungen der Großen wird sonderlich geachtet. Sollen diese aber ein gutes Examen machen, so ist dazu eine oftmalige Repetition unerlässlich. Wer da meint, damit bis kurz vor Thoreschluß warten zu dürfen, findet sich arg getäuscht. Da wird's dem Lehrer dann warm unter dem Wams, das Blut steigt ihm zu Kopf, und er verbrennt sich wohl den Mund. Denen er Unrecht gethan, die halten ihren Meister für einen Tyrannen, die Lehrstätte für eine Marterstätte, und freuen sich, wenn er durch den Abschluß des Schuljahrs das Spiel verloren hat. Freilich wird diese Gesinnung nicht die herrschende sein, das wäre ja auch ganz erschrecklich.

Wir haben nun gesehen, daß und wie es dahin kommen kann, daß Konfirmanden alle Lust zur Schule verlieren können und ihren Lehrer nicht leiden mögen. Das ist aber ein nicht geringer Übelstand. Nächst dem Elternhause sollte den Schülern die Schule der liebste Aufenthaltsort sein. Und nachdem ein Schüler längst den Kinderschuhen entwachsen, sollte er noch oft an seine Schulzeit und die vielseitige Thätigkeit des Lehrers denken. Dieser sollte ihm ein gar naher Freund geworden sein, dessen Name allezeit einen guten Klang hat. Fertigt er die im letzten Schuljahr geforderten, oft großen Hausaufgaben mit Lust und Sorgfalt an, so wachsen ihm im Fluge die Schwingen, er sieht seine Treue belohnt, und es bleibt ihm nicht verborgen, daß er durch andauernden Fleiß Gott zur Ehre ein gar nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft werden könne. Dabei bleibt er leicht vor böser Kameradschaft bewahrt. Wie gar anders gestaltet sich die Sache, wenn's mit der Lust zur Schule vorbei ist! Fühlen Knaben und Mädchen sich an dem Ort, da ihnen so manche schöne biblische Geschichte erzählt wurde, nicht mehr behaglich, ist da nicht zu befürchten, daß sie mit der Schule auch des göttlichen Wortes überdrüssig geworden sind? Was könnte wohl von schlimmeren Folgen sein, als das? Solch ein Kind versündigt sich auch durch Undankbarkeit. In der Schule hat es so manche schöne Mitgift fürs Leben bekommen, und indem es den Geber derselben verachtet, handelt es

dem Wort zuwider: „Gehorchet euren Lehrern und folget ihnen“ 2c. Daß der Unterricht ihm wenig nützt, liegt auf der Hand: statt sich still zu beschäftigen, sitzt es müßig — auf des Teufels Ruhebank, und lernt das Zeit- totschlagen lieb gewinnen. — Wie manchem konfirmierten Jüngling könnte ein Lehrer eine Stütze für dessen Christentum sein! Wenden sie sich nicht von ihm ab, so mag er öfters Gelegenheit finden, sie vor Seelenschaden zu warnen, und es mag ihm gelingen, gänzlich Verirrte wieder zurechtzubringen. Hat er es aber in den letzten Monaten des letzten Schuljahrs mit ihnen verdorben, so werden sie ihm nachher aus dem Wege gehen und auf seinen guten Rat verzichten.

Wie ist dem im vorhergehenden erörterten Übelstand entgegenzuarbeiten?

Ein schwacher Disciplinator wird da wohl viel Mühe und Not haben. Doch es sollte ja nicht so schwierig sein, die Klassen in Zucht zu halten, so lange man dieselben beständig nutzbringend beschäftigt. An Lehr- und Übungsstoff sollte doch kein Mangel sein, und kann man in der Schulzeit nicht alle schriftlichen Arbeiten prüfen, so bilden dieselben einen nicht unbeträchtlichen Teil unserer Abendlektüre. Die Einrichtung, daß alle Jahre unter den Konfirmanden solche sind, die schon im dritten Jahre oder noch länger zur obersten Abtheilung gehören, ist nicht zu empfehlen. Die Beschäftigung, auch der Großen stille Beschäftigung muß einigermaßen interessant sein. Und da repetiert werden soll und muß, muß man auf Abwechslung in der Weise der Anfertigung namentlich von schriftlichen Arbeiten finnen. Die Schüler, die die Biblische Geschichte schon mehrmals durchgenommen haben, werden dazu angeleitet, das Neue Testament oder die ganze Bibel zur Vorbereitung auf den Unterricht in der Biblischen Geschichte zu gebrauchen. Nur sie dürfen etwa eine Geographie in den Händen haben. Werden die Federn gratis geliefert, so bekommen sie öfter eine, als die andern, ihre sind feiner und teurer, als die den andern gegebenen. Will der Eifer — muß 'mal etwas Trocknes wiederholt werden — sich nicht wecken lassen, so heißt's: „Das wird erst zu Ende gebracht und darnach giebt's etwas Interessantes“, und das Versprechen wird schön gehalten. Auch sonst ermuntert man zum Aushalten in treuer Arbeit; eine längere, aus mehreren Teilen bestehende Arbeit wird angefertigt und ganz und glücklich zu Ende gebracht. Beim Memorieren der Perikopen am Freitag-Vormittag heißt's etwa: „Für die Konfirmanden ist heute die letzte Gelegenheit, diese Perikope zu lernen, und wieviel haben doch die Zuhörer, die den Predigttext auswendig wissen, vor andern voraus!“ Bilden Lebensbeschreibungen großer Männer — Franklin, Lincoln, Walther, Wynken, Lindemann — den Stoff des Lese- und Sprachunterrichts, so läßt der Lehrer die Schüler das herausfinden, daß fleißige Arbeit das Geheimnis ihres Könnens und Wissens war. Auch das wird hierbei betont, daß, wenn man etwas gleich häufig geübt, man es in dem Stück doch

noch nicht zur vollendeten Fertigkeit gebracht hat. Man erinnert dabei an das Auswendiglernen des Kleinen Katechismus.

Auch dadurch lassen sich die Großen anspornen, daß man ihre Leistungen mit denen früherer Klassen vergleicht. Eine Sammlung von Leistungen in der Kalligraphie, Aufsätzen, Kartenzeichnungen zc. ist oft von großem Nutzen. Hat die Klasse einmal sonderlichen Fleiß gezeigt, so sage man, wie man nun nicht sowohl fordere als vertraue, sie werde auch zukünftig gleiche Treue beweisen. Merkt man den Schwachbegabten, oder denen, die bereits lau geworden, Fleiß an, so behandle man sie schonend und forsche nicht so genau, will man sich anders deren Vertrauen wieder erwerben. Gelingt es uns, der Konfirmanden Interesse für unsern Unterricht rege zu halten, so werden wir nicht viel über Geringschätzung unserer Person seitens jener zu klagen haben. In seinem Strafverfahren schone der Lehrer das Ehrgefühl der großen Knaben und Mädchen. Er beherzige das Wort: "Kindness begets kindness." In freundlichen Worten mache er sie darauf aufmerksam, daß sie die Verantwortung für ihr Betragen nun bald selbst auf sich nehmen müßten, daß sie darum jetzt acht auf sich selbst haben und durch ihr Verhalten zeigen sollten, daß sie mit Gottes Hilfe sich selbst zum Guten ermuntern, sich selbst regieren können. Darum wird er ihnen auch mitunter in kleinen Dingen Freiheiten gestatten, die andern nicht gewährt sind. So dürfen sie z. B. in etlichen Fächern ihren Sitzplatz wählen. Muß sich der Lehrer etwa längere Zeit mit den Kleinen beschäftigen, so sagt er der ersten Abteilung etwa: „Zeigt mir nachher, daß ihr gelernt und Lust dazu habt, die nächste Viertelstunde nützlich zu verwerten.“ — Doch bei aller Freundlichkeit werden wir es nicht verhindern können, daß Konfirmanden nicht einen Verweis, einen Tadel, oder eine Strafe verdient hätten. Mit Worten zu strafen, ist oft eine hohe Kunst. Ein zu gelinder oder ein zu derber Ausdruck können beide gleich zwecklos sein. Da ist Schweigen eine feine Kunst. Muß man mit Worten strafen, so lache man mit denselben. Hat man der Schule öfter die Heilandsliebe vor Augen gemalt, so genügt vielleicht, daß man sagt: „Du hast gewiß nicht an deinen Heiland gedacht, sonst wäre das nicht geschehen.“ Bei schlimmeren Verirrungen sollte man so richten, daß nicht der Schüler, sondern daß man selbst die Klasse auf seiner Seite hat. Man kann den Thäter auch anhalten, über sein Unrecht nachzudenken und dann dem Lehrer zu beichten. Auch die Klassengenossen kann man auffordern, dem Übeltäter dessen sündiges Wesen vorzuhalten. Freilich muß man dergleichen Dinge überwachen. Bei jedem Vergehen, da des Lehrers Ansehen gelitten, bedenklich gelitten hat, sehe er ja nicht zunächst auf sich. War es dabei wirklich auf ihn abgesehen, so darf er das auch dann noch vollständig ignorieren. Es wird sich vielleicht gerade dann nicht so bald wieder zutragen. Daß man darauf achten soll, daß die Großen in der Freizeit spielen, daß der Lehrer sich mit ihnen Schneebällen darf, dies nur beiläufig. — Mit dem Beginn des Konfirmandenunterrichts teilen Pastor

und Lehrer sich in der Unterweisung des Kindes. Jener darf doch als eine Fortsetzung des der Schule erteilten Religionsunterrichts betrachtet werden. Der Lehrer muß dem Pastor in die Hand gearbeitet haben. Er sollte wissen, es sich von seinem Seelsorger haben sagen lassen, welche Sprüche und Fragen vom 1. Hauptstück, vom 2. Artikel zc. einmal gelernt und welche wiederholt werden sollten, bis sie sitzen. Und vor Beginn seines Unterrichts sollte der Pastor bei seinem Lehrer erfahren haben, ob die Schüler das, mehr oder weniger als das, wissen. Thut der Pastor, als müßten seine Konfirmanden alles bei ihm holen, als wüßten sie nicht so viel, als er erwartet, wird dadurch nicht das Ansehen des Lehrers und seiner Schule geschmälert, zu deren Aufseher er sich etwa hat berufen lassen? Das Wohl der Schule macht es beiden Hirten zur Pflicht, zusammenzuarbeiten. Geschieht das nicht, so liegt in der Regel die Schuld auf beiden Seiten. Es sollten sich aber beide fragen, wie sie das jemals verantworten wollen? Pastor und Lehrer in Z. verstehen einander. Der Pastor weiß, was die Kinder in der Schule vom Katechismus gelernt haben. Wird wieder etwas zum Memorieren aufgegeben, so sagt er mitunter: „Da ihr morgen euren Aufsatz in Reinschrift zu zeigen habt, sollt ihr für mich nur ein paar Sprüche lernen.“ Als der Lehrer ihm geklagt, daß der Eifer der Konfirmanden für die Schule merklich nachgelassen, erschien er dort am nächsten Tage und, nachdem er des Lehrers Klagen als zu Recht bestehend gefunden, sprach er seine Entrüstung darüber aus und ermunterte seinen Mitarbeiter, unnachsichtig gegen die Nachlässigen zu sein. Die Gemeindeglieder in Z. wissen, daß jene beiden Männer zusammenhalten. Das haben die bereits zu ihrem Leidwesen erfahren, die gerne beim Pastor gut angeschrieben ständen und denen an des Lehrers Freundschaft nichts gelegen. Als Dorothea öfter gleich nach dem Unterricht beim Pastor nach Hause wollte, ging er in Begleitung seines treuen Gehilfen zu Dorotheas Eltern, und nachdem beide Männer sich überzeugt, daß das Kind der tränklichen Mutter zur Hand gehen müßte, empfahl der Pastor: „Schicken Sie Dorothea einen Tag zu mir und dem Herrn Lehrer und lassen Sie sie an einem andern Tage ganz zu Hause bleiben.“ Da mehrere Konfirmanden gänzlich aus der Schule bleiben wollten, brachten Pastor und Lehrer die Sache im Schul- und Gemeindevorstand und darnach in der Gemeindeversammlung zur Sprache. Die Freunde der Schule erkannten bald, wie verderblich eine solche Unordnung für dieselbe, wie auch für die Gemeinde sei, und dann war's bald mit der Unsitte vorbei. Und trotzdem ist unser Kollege in Z. häufig in Absicht auf seine Konfirmanden, weder mit sich, seinem Gehilfen, manchen Eltern von Konfirmanden, noch mit der Gemeinde, so recht zufrieden. Was nun? Er betet arbeitend und arbeitet betend weiter.

(Eingefandt von Prof. Haastvede.)

Elementarschulunterricht im alten Athen.

Die häusliche Erziehung der athenischen Kinder lag größtenteils in den Händen der Wärterin — gewöhnlich eine ältere Frau —, die dem Kinde nicht nur die leibliche Nahrung zubereitete, sondern auch die erste geistige Speise gewährte, während von mütterlicher Fürsorge fast keine Rede sein kann.

Mit dem siebenten Jahre endete die Spielzeit. Kinderklapper, Ball und Reifen wurden beiseite gelegt. Knaben und Mädchen wurden unter die Bürger aufgenommen, indem ihre Namen von der betreffenden Behörde auf die „weiße Tafel“ eingetragen wurden. Die Mädchen blieben der Sorge der Mutter überlassen. Für die Knaben trat an die Stelle der Wärterin der *Pädagogos*, der Knabenführer, dessen Aufgabe es war, seinen Schützling stets zu umgeben, dessen Thun und Treiben unausgesetzt zu beobachten und ihn in die Schule zu begleiten. Der *Pädagog* war ein Sklave, und zwar nicht immer, wie man es hätte erwarten sollen, ein vorzüglich gebildeter. Auf alten Bildern wird er gewöhnlich als ein kahlköpfiger Alter im langen Chiton und weiten Mantel, mit dem Krummstab in der Rechten abgebildet. Es liegt auf der Hand, daß man am liebsten gebildete und rechtliche Menschen zu diesem Amte wählte, doch gewöhnlich machte man jemanden zum *Pädagogen*, weil man ihn wegen Alters und Schwäche nicht mehr zu anderweitigen Beschäftigungen brauchen konnte. Die notwendige Folge war dann, daß der freigegeborene Knabe nur geringe Achtung vor dem *Pädagogen* hatte. Dieser trug dem Knaben die Bücher, die Wachstafel und die Leier, ging mit ihm in die Schule oder auf den Turnplatz und ließ ihn nicht aus den Augen.

Der Unterricht war Privatunterricht und die Schulen waren Privatunternehmungen. Der Staat übte allerdings eine gewisse Beaufsichtigung der Schulen und mag es auch beabsichtigt haben, daß alle Knaben zur Schule gingen, aber er sorgte weder für Schulen, noch für Lehrer, noch auch für Lehrergehalt. Erst in der nachalexandrinischen Zeit finden sich gesetzliche Bestimmungen für die Besoldung der Lehrer. So gestaltete sich denn der Schulunterricht sehr verschieden. Bemittelte Leute hielten sich einen eigenen Hauslehrer. So lesen wir von einem gewissen Diogenes von Sinope, den Xenias als Sklaven von den Seeräubern gekauft hatte und ihn dann als Hauslehrer für seine Knaben anstellte. Quintilian erzählt uns auch, daß Aristoteles eine Abhandlung darüber geschrieben habe, wie notwendig es sei, daß die Leute, denen man Kinder zur Erziehung anvertraue, gestittet und gebildet und außerdem befähigt seien, den attischen Dialekt richtig und rein zu sprechen, damit das Kind von Anfang an die Sprache so lerne, wie es dieselbe später in der Volksversammlung oder im Gerichtssaal hören würde. Trotz Aristoteles aber scheinen die Elementarlehrer in Athen nicht in besonderer Achtung gestanden zu haben, da viele sich ohne Beruf und Neigung nur des Erwerbes wegen mit Unterrichten beschäftigten. Natur-

lich gab es unter ihnen auch angesehene und geachtete Männer. Je nach dem Ruf und der Tüchtigkeit des Lehrers richtete sich auch Zuspruch und Honorar.

In früheren Zeiten und an ärmeren Orten hatte man für besondere Räumlichkeiten keine Vorforge getroffen, sondern unter freiem Himmel, in einer Säulenhalle, unter grünen Bäumen, oder in einem ungestörten Winkel wurde Schule gehalten. In einem alten griechischen Liede heißt es: „Ich bebaure den Diotimos, der zwischen den Felsen sitzt und den Knaben das Abc beibringt.“ Man kann sich sehr wohl eine athenische Schule denken, deren Schulmeister nur einige Auszüge aus dem Homer, einen Schemel, eine Wachstafel und eine Leyer als Ausstattung aufweisen konnte. Es gab aber auch Schulen mit mehreren Lehrern und reichlichen Lehrmitteln. Eine solche Schule erwähnt Demosthenes, wenn er die Jugendjahre seines Gegners Aiskinos, dessen Vater ein Grammatistos oder Schullehrer war, beschreibt. Manche Schulen hatten auch eine große Schülerzahl. Herodot erwähnt eine Schule in Chios, die 120 Knaben zählte, die alle, bis auf Einen, ihr Leben verloren, als das Dach der Schule einstürzte. Die Schule des Musiklehrers Stratonikos hingegen zählte nur zwei Schüler. Der Schulraum aber war mit den Statuen der neun Musen und der Bildsäule des Apollo geschmückt. Wenn man diesen Lehrer aber frug: Wie viele sind in deiner Schule? gab er zur Antwort: „Zwölf, denn die Götter sind mit da.“

Auf einer antiken griechischen Vase ist eine Schulszene abgebildet. Einige Schüler lesen, andere hören zu, wieder andere schreiben. Die Lehrer sitzen auf großen Lehnstühlen, während die Schüler entweder stehen oder auf niedrigen Schemeln sitzen. An der Wand hängen musikalische Instrumente und andere Gerätschaften. Der Schulapparat bestand aus mathematischen Instrumenten, Landkarten und den sogenannten abaci, flachen Tischen oder Platten, die mit Sand oder Mehl bestreut wurden, und auf denen gerechnet wurde. Diese letzteren bestanden aus hölzernen oder elfenbeinernen Tafeln, die auseinandergeklappt oder zusammengelegt werden konnten wie ein Buch. Außerdem gehörten zur Ausstattung der Schule Bücherrollen, Pergament, Wachs für die Tafeln, das, wenn man dem Aristophanes glauben darf, manchmal von den Schülern aufgeessen wurde; ferner, Lineale, Rohrfedern, Federhalter und -messer, Stifte und, last but not least, die treibende Kraft für den ganzen Schulmechanismus, die Rute.

Der Unterricht begann am frühen Morgen und dauerte mit einer kurzen Mittagspause auch am Nachmittage fort. In einem alten griechischen Exercitienhefte beschreibt ein Knabe seinen Eintritt in die Schule mit folgenden Worten: „Zuerst begrüße ich den Lehrer, der meinen Gruß erwidert, und sage: Guten Morgen, Herr Lehrer; guten Morgen, Schulkameraden! Laßt mich auf meinen Platz! Das ist mein Platz, mein Schemel! Rückt zusammen — rücke du da hinauf! Dies ist mein Platz; ich habe ihn zuerst gehabt!“ Jedenfalls eine heitere Mischung von Höflichkeit und Streitsucht!

2.

(Schluß folgt.)

Bericht über die Lehrerkonferenz von St. Louis und Umgegend.

Die Konferenz tagte in Red Bud, Ill., vom 6. bis 8. Juli. Kollege H. F. Hölter fungierte als Vorsitzender. Gegenwärtig waren 55 Konferenzglieder und 8 Gäste. Die Eröffnungsrede wurde von Kollege H. H. Meyer gehalten. Kollege J. H. F. Hölter hielt eine Katechese über die Lehre von den bösen Engeln und C. Stebingk behandelte die Geschichte von dem Sündenfall. Von Kollege C. F. Günther wurde ein Referat geliefert über die Frage: „Ist es empfehlenswert, in unsern mehrklassigen Schulen das sogenannte Prinzipalsystem einzuführen?“ Der Referent vertrat die Ansicht, daß es empfehlenswert sei, fand aber hierin von seiten der Konferenz wenig Zustimmung. Kollege F. Glammeyer hielt einen Vortrag über „The Human Skeleton“, und die Kollegen Papke und Grote übten vor der Konferenz einige zweistimmige Lieder mit Schulkindern ein. Eine praktische Lautierlektion wurde von A. Kilz geliefert und D. Schaller verlas eine Arbeit über das Thema: „Wie steuert man dem nachlässigen Schulbesuch?“ Kollege H. F. Hölter behandelte das Thema: „Das Ehrgefühl und seine Pflege durch Unterricht und Zucht.“ Die Arbeit war sehr interessant und gab zu lebhaften und lehrreichen Debatten Veranlassung. — Besonderes Interesse wurde den Arbeiten über Psychologie entgegengebracht. Das Komitee für Verteilung der Themata hatte sechs Fragen aus der Psychologie aufgestellt und jedes Konferenzglied war gebeten worden, schriftliche Antworten einzusenden. Nur die erste Frage: „Soll auch ein evangelisch-lutherischer Lehrer Psychologie studieren? Warum?“ kam zur Besprechung. Es waren vier Antworten eingelaufen. Kollege A. Just leitete die Besprechung.

Die Meinungen lauteten einstimmig dahin, daß unsere Lehrer allerdings Psychologie studieren sollten. Freilich sei hier ein Unterschied zu machen. Eine solche Psychologie, die sich mit allerlei Hypothesen über das Wesen und Sein der Seele beschäftige, habe für einen evangelisch-lutherischen Schullehrer keinen Sinn. Verstehe man aber unter Psychologie das Studium und Beobachten von psychischen Erscheinungen und Vorgängen, das Ordnen und Gruppieren derselben und das Erkennen der diesen Erscheinungen und Vorgängen zu Grunde liegenden Gesetze, dann sei die gestellte Frage entschieden mit einem Ja zu beantworten. So gewiß es sei, daß nur der ein rechter Lehrer sein könne, der selber zum lebendigen Glauben gekommen sei, so gewiß sei es aber auch, daß ein gewisses Maß pädagogischen Wissens und Könnens unerläßlich sei für einen jeden Lehrer und Erzieher der Jugend; denn weder Frömmigkeit noch Gelehrsamkeit allein befähige einen Mann, ein Schullehrer zu sein. Da der Lehrer auf die geistigen Anlagen und Kräfte seiner Zöglinge einzuwirken habe, müßten

die Gesetze, nach welchen die Thätigkeiten der Seele sich vollziehen, für ihn Regel werden, nach welcher er die Seelenthätigkeiten zu erregen und zu entwickeln suchen müsse. Daß im Schüler auch Anlagen und Kräfte vorhanden seien, die Gaben des Heiligen Geistes genannt werden müßten, stoße obiges nicht um. Sollte der Unterricht sich planmäßig vollziehen, so müßten im Lehrer Kenntnisse der Psychologie vorhanden sein. Durch den Grundsatz, daß ein jeder Lehrer sich seine eigene Methode erarbeiten müsse, sei einer schrankenlosen Willkür Thür und Thor geöffnet. Wie auf dem naturgeschichtlichen, so gebe es auch auf dem geistigen Gebiete bestimmte Gesetze, die allgemeine Gültigkeit behaupten, unabhängig von der Person des Lehrers. Die Nichtbeachtung dieser Gesetze ziehe schwere Schädigung auf dem geistigen Gebiet nach sich. Wohl sei es wahr, daß es viele Lehrer gebe, die nie Psychologie studiert hätten und dennoch, ausgerüstet mit einer natürlichen Lehrgabe, sich durch jahrelange Übung und Erfahrung eine bedeutende Sicherheit und Geschicklichkeit im Unterrichten angeeignet hätten. Vieles, was sie thäten, könne vor der strengsten Kritik bestehen. Aber sie thäten es unbewußt, ohne im Stande zu sein, von ihrem Thun und Lassen Rechenschaft geben zu können. In vielen Fällen lasse aber ihr natürliches psychologisches Gefühl sie im Stich, und trotz ihrer Begabung verführen sie oftmals ganz verkehrt. Aber auch dieses geschehe unbewußt, und eben dieses sei das Schlimme bei der Sache. Würde nun ein solcher pädagogisch wohl beanlagter Lehrer sich in das auf die Pädagogik angewandte Studium der Psychologie vertiefen, so würde er dadurch in Stand gesetzt, genau zu unterscheiden zwischen einer verkehrten und richtigen Lehrweise. Er würde im Stande sein, von seinem ganzen Lehrverfahren Rechenschaft zu geben, und sein Unterricht würde sich immer segensreicher gestalten. Zur Vollkommenheit würde er es freilich auch nicht bringen, aber er würde dahin streben können, daß der Fehler immer weniger würden.

Ferner wurde ausgeführt: Eine genaue Kenntnis der Psychologie sei niemand angeboren, noch seien die Gesetze der Seelenlehre das Produkt der Forschung eines Mannes, sondern dieselben seien erst im Laufe der Jahrhunderte von den feinsten Köpfen zu einem System aufgebaut worden, an dem noch fortwährend gearbeitet würde. Deswegen solle nur keiner denken, er habe common sense und brauche sich mit solchem Zeug wie Psychologie nicht zu befassen. Studiere man einmal die Gleichnisreden Jesu, die Reden Pauli und andere Lehrbeispiele der Schrift vom psychologischen Standpunkt aus, so werde man sich wundern über den feinen psychologischen Takt, der sich überall kundgebe. Wer nun zugestehet, daß ein evangelisch-lutherischer Lehrer mit Nutzen für seine Schule Psychologie studieren könne, der müsse auch zugestehen, daß es alsdann auch seine Pflicht sei, es zu thun, da wir alle von Gott erlaubten Mittel in den Dienst der Kirche stellen sollen, sofern sie derselben nützen.

W. Wegener.

Der Gesangunterricht.

(Fortsetzung.)

Karl der Große (768—814), der sich durch die Gründung von hohen und niederen Schulen um das Unterrichtswesen im Frankenreiche hoch verdient gemacht hat, war ein großer Freund des Gesanges, des Heldeugesanges wie des kirchlichen. Er war um die Förderung des Kirchengesanges eifriger besorgt als irgend einer seiner Vorfahren; in der ganzen Welt sollte das Lob Gottes in völlig gleicher Weise erklingen. Er ließ deshalb Sangesmeister aus Rom kommen, damit der gregorianische Gesang ausschließlich in den Kirchen gepflegt werde. Zu diesem Zweck gründete er Seminare für Gesang und Kirchenmusik in Metz und Soissons, damit dort Gesangslehrer für die Kirchen in seinem Reiche ausgebildet würden. Diese standen in solchem Ansehen, daß die Kantoren an den Schulen vielfach die ersten nach dem Rektor waren. Doch wurde Gesangunterricht nur in den höheren Bildungsanstalten und in einzelnen Bürgerschulen erteilt. Karl hielt strenge darauf, daß jeder Geistliche die nötige Fertigkeit im Gesange besaß. Wem sie fehlte, der durfte ihm nicht vor die Augen kommen, sich um kein Priesteramt bewerben und sich nicht auf dem Sängerkhore einfinden. Er sah auf seinen vielen Reisen überall persönlich nach, ob der gregorianische Gesang ordentlich geübt und gepflegt werde. — Von Italien aus sah man noch jahrhundertlang mit Verachtung und Geringschätzung auf die Gesangsfähigkeit der Gallier und Deutschen herab, wie dieses folgende bezeichnende Äußerung des Johannes Diaconus in seiner Lebensbeschreibung Gregors des Großen bezeugt: „Diese mitternächtigen Kehlen können nur allein das Getöse des Donners und Unwetters ausdrücken. Wenn ihre Rauheigkeit eine angenehme Melodie hervorbringen will, so wird man anstatt der süßen Töne, der Pausen und Veränderungen, welche erfordert werden, nichts hören, als ein Geräusch schwerer Wagen, die von stolperiger Anhöhe herabrollen und die Ohren, die ergötzt werden sollen, statt dessen betäuben.“

Eine bedeutende Blüte der geistlichen Poesie und des geistlichen Gesanges in der gregorianischen Weise entwickelte sich während des 9. und 10. Jahrhunderts in dem Kloster zu Sankt Gallen in der Schweiz, das eine Reihe ausgezeichneten Männer zu den Seinen zählte. Von dort aus spannen sich die Kulturfäden nach anderen ähnlichen Stiftungen hin; nach Fulda, wo der berühmte Rabanus Maurus lebte und lehrte, nach Reichenau u. — In ebenso warmer als wahrer Schilderung schreibt Anselmus Schubiger, dem man eine gründliche Darstellung des Wirkens der Sängerschule in St. Gallen verdankt: „Da ertönten nun alltäglich in mannigfacher und genau geordneter Abwechslung die ehrwürdigen Weisen der alten Psalmodie, da eröffnete in mitternächtlicher Stunde der Feierklang des Invitatoriums *Venite exsultemus Domino* (Kommt, laßt uns dem Herrn jauchzen) den Dienst der Nachtwigilien; da wechselten

die ausgebrehten, fast trauernden Melodien der Responsorien mit dem einförmigen Vortrage der Lektionen; da widerhallten in den Räumen des Tempels an Sonn- und Festtagen als Schluß des nächtlichen Gottesdienstes die erhebenden Klänge des ambrosianischen Lobgesanges; da begannen mit der aufsteigenden Morgenröte die Gesänge des Morgenlobs, aus Psalmen und Antiphonen, Hymnen und Gebeten bestehend; ihnen folgten in abgemessener Unterbrechung die übrigen kanonischen Tageszeiten; . . . da hörte das Volk in lautloser Stille die um Erbarmung rufenden Töne des Kyrie, erfreute sich an den Festtagen am Gesange, einst von den Engeln angestimmt; da vernahm es beim Graduale die Melodien der Sequenzen, die in hochjubilenden Wechselföhren die damaligen Festtage verherrlichten, und darauf die einfachen, recitativähnlichen Klänge des Symbolums; da fühlte es sich beim „Sanctus“ hingerissen, in das Lob des Dreimalheiligen einzustimmen und die Erbarmung des göttlichen Lammes anzuflehen, das die Sünden der Welt hinwegnimmt; das waren die Gesänge, welche um die Mitte des 9. Jahrhunderts in der Klosterkirche St. Gallens an festlichen oder Ferialtagen in genau bestimmter Aufeinanderfolge ertönten.“

Zwischen der Sängerschule zu Mez und der zu St. Gallen, deren letzteren Ruhm, wie Ekkehard freudig erzählt, „von Meer zu Meer“ reichte, entspann sich ein eifriger, aber neidloser Wettstreit in der Pflege des Kirchengesanges. Die in der Sängerschule zu Mez erfundenen Melodien wurden zu St. Gallen unter dem Namen „Metenses“ gesungen. Notker Balbulus von St. Gallen ward durch den Erzbischof Ruodbert von Mez veranlaßt, einige Hymnen zu Ehren des ersten Märtyrers Stephanus zu verabfassen. — Auch mit Fulda, wo ein Schüler des Rabanus Maurus, der Mönch Johannes, ein Ostranke, als der erste genannt wird, der in Deutschland Kirchengesänge nach verschiedenen Modulationen komponierte, trat das Kloster von St. Gallen in Verbindung. Besonders zeichnete sich hier ein Irlander, Mönch, Marcellus genannt, als Lehrer der Musik aus, der im Vereine mit Jso († 871), dem Vorsteher der inneren Klosterschule, drei vielbewunderte, auch in Dichtung und Musik hervorragende Schüler ausbildete, nämlich Tuotilo († 915), der außerdem ein tüchtiger Baumeister, Maler und Bildschnitzer war, den schon erwähnten Notker Balbulus, einen Dichter und Musiker, in welchem jede bedeutendere äußere Anregung in Poesie und Gesang nachtönte, und Ratpert († 900), den Dichter des vom Volke lange Zeit mit Vorliebe gesungenen Gallusliedes, von dessen Geschicklichkeit als Musiker der Gesang Rex sanctorum angelorum Zeugnis giebt. Notker Laber († 1022), der zu St. Gallen lebte und wirkte, war Verfasser des ältesten Buches über Musik in deutscher Sprache.

Notker Balbulus setzte und dichtete besondere Hymnen in seinen Sequenzen, durch welche der Übergang des klerikalen Kirchengesangs zu demjenigen des Volkes vermittelt wurde. Bald entstanden unter dem Volke

eigene Gefänge, die diesen Sequenzen nachgebildet waren und eine eigentümliche Mittelstellung zwischen dem Volksliede und den Sequenzen einnehmen, obwohl sie stets zur letzteren Klasse gerechnet werden. Auch andere dichterisch begabte Männer der Kirche versuchten, für das Volk, um seine Liebes-, Lob-, Spott- und Zauberlieder zu verdrängen, fromme Gefänge in der Muttersprache zu dichten, welche wesentlich, wie begreiflich, die Form der kirchlichen Sequenzen annahmen. — „Durch die außerordentliche Energie und anhaltende Bemühung der Oberhäupter der Kirche, durch die entgegenkommende Mitwirkung der weltlichen Fürsten, durch den in der Geistlichkeit geweckten Geist der Gemeinsamkeit und durch die von der Kirche völlig beherrschte Kunst und Wissenschaft hatte sich endlich der gregorianische Gesang in gleichmäßiger Weise in Italien, Frankreich, Deutschland und England verbreitet. Der gregorianische Gesang hat überall den Boden bereitet, daß die europäisch-abendländische Musik in allen diesen Ländern gleichmäßig sich entwickeln konnte.“

Im 9. Jahrhundert finden sich die ersten Anfänge, eine Melodie durch eine zweite Stimme zu begleiten, allerdings nur mit den für einzig vollkommen geltenden Intervallen der reinen Oktaven, Quinten und Quartan. Nach und nach erkannte man die Unzulänglichkeit dieser Begleitung und das Unangenehme in den Quinten- und Quartanfolgen. So entwickelte sich im Laufe der Zeit die Kunst des Diskantierens oder des Singens einer gegenständig sich bewegenden Stimme zu einer schon gegebenen Melodie und aus dieser Kunst während des 13., 14., 15. und 16. Jahrhunderts die höhere Kunst des Kontrapunkts, welche einen mehr als zweistimmigen Gesang bis zur höchsten Vollkommenheit und Schönheit ausbildete.

Guido von Arezzo, Mönch im Kloster Pomposa zu Ferrara, Italien, in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, erdachte eine Methode des Gesangunterrichts, durch die es möglich wurde, Schüler in zwei Jahren im Gesange soweit zu fördern, als dies nach der alten Methode in zehn Jahren möglich gewesen war. Zwar ist Guido nicht, wie ihm die Überlieferung zuschrieb, der Erfinder der Notenschrift, des Monochords, des Klaviers, der Solmisation, des Kontrapunkts und endlich der Musik überhaupt, aber er war ein Mann von praktischem Sinn und angeborenem unterschiedenen Lehrtalent. Da er sich über die schwerfällige Methode der Singelehrer und die Ungeschicklichkeit der Sänger in Folge derselben ärgerte, so machte er es zu seiner Lebensaufgabe, einen besseren, rascher und sicherer zum Ziele führenden Unterricht im Gesange zu erteilen. Obwohl zu Guidos Zeit schon Musiklehrer aus Italien, Griechenland, Frankreich und Deutschland geschätzt und gesucht waren, so legten doch viele derselben eine große Unwissenheit an den Tag, wovon Guido einige starke Proben in seinen Schriften giebt, z. B. daß sie Grundton und Quinte für gleichbedeutend nehmen. — „Wenn die kleinen Knaben“, sagt Guido, „es einmal dahin gebracht haben, den Psalter zu lesen, so vermögen sie es auch mit allen

andern Büchern, und Landleute verstehen sich auf ihre Arbeit ein für allemal; wer nur einen einzigen Weinstock beschnitten, einmal ein Bäumchen gepflanzt oder einen Esel beladen hat, wird es ein andermal wieder so oder auch wohl noch besser machen; diese bewundernswürdigen Singemeister aber und ihre Schüler mögen hundert Jahre lang Tag für Tag singen, sie werden dennoch ohne Unterweisung auch nicht die kleinste Antiphone herausbringen, wobei sie eine Zeit mit ihrer Singerei verderben, welche hinreichen würde, alle heiligen und weltlichen Schriften vollständig kennen zu lernen; wer es aber nicht dahin gebracht hat, daß er einen neuen Gesang frischweg und richtig singt, mit welcher Stirn kann er sich einen Musikus oder Sänger zu nennen wagen?" An einer anderen Stelle schreibt er: „Wenn ein Gottesdienst gefeiert wird, klingt es oft, nicht als ob wir Gott lobten, sondern als seien wir untereinander in Zank geraten.“

Guido brachte durch seine Lehrmethode seine Schüler dahin, „daß sie nach Monatsfrist ihnen unbekannt gewesene Gesänge sicher vom Blatt sangen zur größten Verwunderung aller Hörer, aber auch zum Reide und Ärger der Meister und seiner Klostergenossen, welche Guido mündlich so wenig schonen mochte, wie er es schriftlich thut“. (Ambros.) Die Mönche von Pomposa brachten es dahin, daß er, wenn auch nicht aus dem Kloster gejagt, so doch hinausgebrängt wurde. Er fand aber in seiner Verbannung einen Gönner und Beschützer an Bischof Theobald von Arezzo und verfolgte rastlos sein Ziel. Der Ruf von den glänzenden Resultaten seiner Singeschule drang zu Papst Johannes XIX. (1024—1033), der ihn nach Rom kommen ließ. Der Papst ließ sich von Guido umständlich über seine Singemethode berichten, blätterte in dem ihm überreichten Antiphonar „wie in einem Wunderwerk“ hin und her, „las wiederholt die vorangestellten Regeln und stand nicht eher von seinem Sitze auf, bis er einen ihm unbekannt gewesenen Vers richtig sang und so an sich selbst erfuhr, was er den anderen kaum hatte glauben wollen“. — Guidos Verbannung hatte wenigstens den guten Erfolg, daß seine Geschicklichkeit als Lehrer nicht auf sein heimisches Kloster beschränkt blieb. Er ward ein Mann des Volkes, und infolgedessen hat ihm die Volksstimme alle möglichen Ehren zugebracht; er ist der einzige populäre Musiker des Mittelalters. Die Unterrichtsweise Guidos läßt sich nur einigermaßen aus den bloß andeutenden Worten in seinem „Microlog“ erraten. „Wer unsere Lehre begehrt“, fängt Guido diesen Traktat an, „lerne einige mit unseren Noten niedergeschriebene Gesänge, übe die Hand am Monochord und überdenke fleißig die Regeln.“ „Da der Gesang aus wenigen Intervallen besteht, so ist es höchst nützlich, sie dem Gedächtnisse einzuprägen, bis man sie im Singen vollständig erkennt und unterscheidet.“ — Es würde hier zu weit führen, eine ausführliche Darstellung von Guidos Methode zu geben; seine Hauptverdienste sind Vereinfachung der Notation und Einführung der Silben *ut* (*do*), *re*, *mi*, *fa*, *sol* und *la* als Benennung für die sechs ersten Töne der Tonleitern

(Hexachord), so daß mi-fa die Bedeutung der Fortschreitung eines halben Tones oder einer halben Stufe erhielt. Dadurch, daß Guido die Neumen auf bestimmte und zur größeren Deutlichkeit verschieden gefärbte Linien setzte und ihnen so eine bestimmte Höhe oder Tiefe anwies, ward der Willkür der Gesanglehrer vorgebeugt, die die Neumen bald so, bald so aus eigener Machtvollkommenheit singen ließen. Durch Benutzung der Zwischenräume machte Guido die Anzahl der von Hucbald eingeführten Linien überflüssig und so eine bessere Überschaulichkeit möglich. — Als Hilfsmittel für das Gedächtnis, um sich die jeweilige Lage von ut, re, mi, fa &c. für die nach der gregorianischen Weise mit Buchstaben bezeichneten Töne zu merken, ward die sogenannte harmonische oder guidonische Hand benützt. Man gab nämlich jedem der 19 Glieder der linken Hand die Benennung eines Tones, so daß das vordere Glied des Daumens den Namen des tiefsten Tones Γ (Gamma) oder G erhielt, von welchem aus man die Glieder sofort in einer Art Spirallinie verfolgte und den Ton dd oder d auf das mittlere Glied des Mittelfingers setzte. Das höchste ee oder e mußte es sich gefallen lassen, über dem Mittelfinger in der Luft zu schweben, und war nur beigefügt, um den obersten Hexachord (g-e) zu vervollständigen. Diese harmonische Hand stand in solchem Ansehen, daß niemand als kunstgeübter Sänger anerkannt wurde, der ohne sie zu singen wagte.

Die Deutschen lernten nur mit großer Mühe den gregorianischen Gesang, weil er ihnen aus verschiedenen Gründen etwas Fremdartiges blieb. Der Hauptgrund lag in dem eigentümlichen Versbau des alt- und mittelhochdeutschen Gedichtes, dessen Melodie nur eine gesteigerte Sprachmelodie, ein stark durchschlagender Buchstabenreim sein konnte ohne die unterscheidbaren Intervalle, wie sie durch den gregorianischen Gesang ausgebildet wurden. Dieses wird uns sowohl durch die überlieferten Zeugnisse, als auch durch die auf uns gekommenen Dichtungen bestätigt. Doch bahnte der gregorianische Gesang nach und nach die Selbstständigkeit der Melodie des deutschen Liedes an, so daß die Begriffe von Singen und Sagen, die bei den deutschen Gedichten sich früher verbanden, voneinander schieden und sich gegenüber traten, so daß Sagen gleichbedeutend mit Lesen und Sprechen ward.

Je mehr sich der Einfluß der Kirche in eine tyrannische Herrschaft des Papstes und der Priester über das christliche Volk verkehrte, und je mehr die rechte christliche Lehre mit Traditionen und Menschenfäzungen vermengt und so verfinstert wurde, desto mehr wurde auch die Beteiligung des christlichen Volkes am Gottesdienste, wie in allen europäischen Ländern, so auch in Deutschland auf das geringste Maß beschränkt. Nur kurze Responsorien, namentlich das Kyrie eleison, durften noch von den Laien gesungen werden. Aber in seinem alltäglichen Leben ließ sich das deutsche Volk seinen Gesang nicht rauben. So entstanden zahlreiche Lieder mit anmutigen Weisen unter ihm, meist in der jonischen oder unsrer heutigen Durton-

art, welche anfangs bloß bei Prozessionen, Wallfahrten zc., später aber auch während der Gottesdienste gesungen wurden.

Schon in der Mitte des 12. Jahrhunderts entstand das erste deutsche Osterlied: „Christus ist auferstanden“, das Luther später umarbeitete. Infolge des „Marienkultus“ kamen eine Menge „Marienlieder“ auf. Besonders bedeutsam für die Verbreitung des Volksgefanges ward das 14. Jahrhundert durch die eigentümliche Erscheinung der Geißelbrüder oder Flagellanten, die nach den vergangenen Pest- und Hungerjahren, deutsche geistliche Lieder singend, durch Süd- und Westdeutschland zogen. — Die Limburger Chronik macht eine ganze Reihe weltlicher Lieder namhaft, die man „sang und piff in allen diesen Landen“. Nur wenige derselben sind auf uns gekommen, und auch diese oft nur in Bruchstücken. Manche der Melodien mögen noch unter dem Volke, wenn auch umgestaltet, fortleben.

Die Pabstkirche suchte, wo sie nur konnte, dem anwachsenden Strome der Begeisterung für das deutsche geistliche Volkslied einen Damm entgegenzusetzen. Das Konzil zu Konstanz erließ an Jakobus de Misa, der, wie andere Geistliche, dem Beispiele Johannes Hus' folgend, unter den Böhmen den Gesang in ihrer Sprache beim Gottesdienste wieder einzuführen versuchte, eine ernsthafte Verwarnung, in der geistert ward gegen die, „welche sich besonders vor geistlich hielten und glaubten, sie würden selig, wenn sie in der Kirche, in Häusern und Werkstätten Gesänge singeten, welche doch die Kirche nicht gebilligt habe“. Wenn den Laien verboten sei, zu predigen und die Schrift zu erklären, so sei ihnen noch mehr verboten, „in öffentlicher Gemeinde zu singen, denn eins ist wie das andere“.

Die tonsinnigen Böhmen hatten sich seit ihrer Bekehrung zum Christentum im 9. Jahrhundert den Gottesdienst in der Landessprache und die Mitwirkung beim gottesdienstlichen Gesange zu sichern gewußt. Johannes Hus hatte für die Erhaltung dieser kostbaren Einrichtung gekämpft und den Märtyrertod erleiden müssen, als die römische Kirche den Böhmen dieses Vorrecht aufheben wollte. Ein kleiner Teil der Böhmen sagte sich endlich 1453 von der römischen Kirche los und bildete eine besondere Gemeinde, die an apostolischer Lehre und Zucht festhielt. Die Glieder dieser Gemeinschaft nannten sich Brüder oder vereinigte Brüder. Sie überrannten nach und nach einen Schatz köstlicher Glaubenslieder mit lieblichen Melodien, die sie unter zahlreichen Verfolgungen von seiten der Pabstkirche bei ihren Gottesdiensten anstimmten.

Die den Deutschen eigene Lust zum Dichten und Singen, die in den lateinischen Gefängen der Kirche keinen Boden zum Gedeihen finden konnte, brach sich im 12. Jahrhundert unter dem Ritterstande Bahn und brachte den sogenannten Minnegesang zur hohen Blüte. Die Melodien zu den Liedern der älteren Minnesänger scheinen in einer Art Mischung der volksmäßigen aus dem Sprachaccente gebildeten älteren und der neuen rein musi-

kalischen, aus dem gregorianischen Gesange hervorgegangenen Gesangsweise bestanden zu haben.

In mehreren Städten Deutschlands, zuerst in Mainz, entstanden im 14. Jahrhundert unter den Bürgern Verbindungen zur Pflege der Dichtkunst und des Gesanges, die sich Meistersänger nannten. Die Gesangsweisen derselben näherten sich mehr dem psalmoidierenden Gesange der Kirche, als dem volksmäßigen der Sequenzen. Bedeutsam ward der Meistersang für den Bau des Volksliedes durch die sorgfältige Ausbildung des Reimes und die peinlich genaue Silbenzählung. Manche der Minne- und Meisterlieder fanden ihren Weg in das Volk, und dürften besonders die Volkslieder von künstlicherem Bau auf diesen Ursprung sich zurückführen lassen.

Franco von Köln, der wahrscheinlich im 13. Jahrhundert lebte, ist als Begründer der Mensuralmusik hochzuschätzen. In der Mensuralmusik ward der Zeitwert des Aushaltens der Töne in den Melodien festgestellt, und wurden dafür besondere Schriftzeichen, die diesen Zeitwert anzeigten, angewendet, welche den Übergang zu unserer heutigen Notenschrift bildeten. Durch die Ausbildung des Kontrapunkts oder des künstlichen Satzes mehrerer sich gegeneinander selbständig und melodiös bewegenden Stimmen entfaltete sich besonders in den Niederlanden während des 14. und 15. Jahrhunderts und in Italien, Frankreich und Deutschland während des 16. Jahrhunderts der mehrstimmige Kunstgesang zu immer schönerer Blüte.

„Die Dom- und Parochialschulen hatten schon seit dem 11. Jahrhundert alle die Pflicht und — gegenüber den ihnen Konkurrenz machenden Schreibschulen auch das Privilegium, Gesangunterricht zu erteilen. Wie viel Wert auf Gesang gelegt wurde, beweisen die zahlreichen Stiftungen für den Kurrendegesang. Die Kurrendeschüler, die *pauperes*, scil. *scholares*, anderwärts auch *chorales mendicantes*, *currendarii* (Luther nennt sie ‚Parthekenhengste‘, wahrscheinlich weil sie nach der Partitur sangen) genannt wurden, waren ein Künstlergeschlecht, über dessen Ungezogenheit in allen Jahrhunderten Klagen laut geworden sind. Nicht nur diese, sondern auch die Schüler insgesamt wurden beim gottesdienstlichen Gesange als Singchor verwendet. Deshalb mußte auch der Gesangunterricht ein wirklicher Musikunterricht, nicht bloß ein Einüben nach dem Gehör sein.“ Sie mußten die Noten nach den verschiedenen dazumal gebräuchlichen Schlüsseln für jede Singstimme abfangen lernen, damit sie bei den nicht nur vierstimmigen, sondern manchmal acht-, zwölf- und sechzehnstimmigen, kunstvoll verschlungenen Chorgesängen, wie sie die Tonmeister des 15. Jahrhunderts schon zu setzen pflegten, ordentlich mitzuwirken vermochten. (Nach und aus Palmers Artikel: Gesang in Schneids Encyclopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens.)

Die Kontrapunktsisten des 15. Jahrhunderts beschränkten sich nicht bloß auf kunstreiche, mehrstimmige Bearbeitungen der gregorianischen Gesänge,

sondern benutzten auch das Volkslied als Cantus firmus für ihre contrapunktischen Sätze. Aus diesen Bearbeitungen der Volkslieder erwuchs dann das selbstständig erfundene Kunstlied. Nachdem durch das Volkslied die Erfindung in den Meistern angeregt und genährt worden war, und nachdem diese zugleich eine Herrschaft über das neue Material erlangt hatten, welche überhaupt Erfindung erst ermöglicht, bleiben auch Sänger, der Erfinder der Melodie, und Seher, der contrapunktierende Meister, nicht mehr geschieden. Die Meister erfanden nun ihre Melodien zugleich mit Rücksicht auf Harmonie selber. So kam die Kunst des mehrstimmigen Sanges immer mehr aus dem Banne der nüchternen Berechnung des Verstandes heraus und rang sich mühsam nach und nach zum Gefühlsausdruck empor. (Nach Reikmann: Das deutsche Lied.)

Blickt man auf die musikalischen Errungenschaften des Mittelalters zurück, so waren allerdings die Fortschritte, welche die Kunst im Laufe eines Jahrtausends seit Gregor dem Großen gemacht hatte, schon bedeutend; aber ihre Entwicklung war im Verhältnisse zu diesem großen Zeitraum eine sehr einseitige geblieben. Die Notenschrift, die Lehre vom Takte, die Regeln des mehrstimmigen Sanges, die kunstreichen Kombinationen des Contrapunktes, ja, selbst der Notendruck waren erfunden, ausgebildet und festgestellt worden, aber die Musik blieb, abgesehen von vielen herrlichen Kirchenliedern, ein leerer Schall, ein Verstandesprodukt, bei dem Geist und Gemüt keine Befriedigung finden konnten.

Die musikalische Kunstübung blieb noch fast ausschließliches Eigentum eines in sich abgeschlossenen Standes. Das Volk konnte nur von ferne hören und sich an dem Gehörten erbauen und erheben. Durchdrungen wurde es aber erst von den Segnungen, welche Musik und Poesie in Gemeinschaft zu bringen vermögen, wie keine andere Kunst, als beide ein Gemeingut aller Welt geworden waren.

Erst durch die Reformation, die eine Umwandlung auf allen socialen Gebieten nach sich zog, konnte die Tonkunst die Höhe ihrer Bestimmung erreichen und eine Herz und Gemüt befriedigende Kunst werden. Die Kunstübung mußte erst den Händen der sogenannten Geistlichkeit, die ganz unter der Herrschaft des Papstes und dem Volke in ihren Interessen nur feindlich entgegen stand, entwunden werden, ehe die Kunstpflege Sache des ganzen Volkes werden konnte. Erst dann war es möglich, daß der bisherige Formenzwang und die auf die Spitze getriebene Künstelei ein Ende nahm, und daß den toten Gebilden der warme Hauch des inneren Lebens eingeflüßt wurde, denn nur was vom Volke in seiner Gesamtheit erfasst und geübt wird, kann zum Ausdruck seines Gemütes, Denkens und Lebens werden. So erfreuen wir uns auch erst seit den Zeiten der Reformation einer nationalen Musik. (Nach Schletterers Geschichte der kirchlichen Dichtung und geistlichen Musik.)

(Fortsetzung folgt.)

Sprichwörter aus Luthers Schriften.

Zum fünften Gebot.

1. Was recht ist, das sollt du auch recht ausführen. (III, 1877.)

Bemerkung. „Ein Ohrenbläser und Nachreder ist ein dreifacher Totschläger; denn er ermordet ihrer drei in einem Streiche: Zum ersten, sich selbst; zum andern, den, dem er etwas einbläset; zum dritten, dem er nachredet. Der Mund, spricht die Schrift, Weish. 1, 11., der da leugt, der erwürgt seine Seele.

Aber da können sie sich gar hübsch entschuldigen. Ja, sprechen sie, ist es doch wahr, was wir sagen. Es ist aber nicht genug, daß es wahr ist, das du redest; sondern, was wahr ist, muß man auch wahrhaftig reden, und mit rechten Umständen; nach dem Sprichwort: Was recht ist, das sollt du auch recht ausführen. Und also wird aus dem Wahrhaftigen eine Lügen, so es nicht geredt wird, wo, wie, wann, wem, und wie viel man davon sagen soll.“ (A. a. D.)

2. Willst du geliebet werden, so mußt du lieben. (III, 1894.)

Bemerkung. „Man soll sie weisen zu diesem natürlichen Gebot: Was du dir nicht willst gethan haben, das sollt du dem andern auch nicht thun: und wie du dir willst gethan haben, also thue auch dem andern. Und ein Heide spricht: Willt du geliebet werden, so mußt du lieben. Nun ist aber kein Zweifel, es will ein jeder, daß der, der über uns vorhin ist erzürnet gewesen, nicht alleine ablege die Zeichen des Zorns, sondern auch vielmehr beweise die Zeichen der Liebe, dadurch wir versichert werden des nachgelassenen Zorns. Ja, man begehret größere Zeichen der Liebe, als wenn wir nicht beleidiget wären. Also hat Gott dem menschlichen Geschlechte nach der Sünde mehr Gutes gethan, denn vor der Sünde: Denn er hat seines eigenen Sohnes nicht verschonet. Röm. 8, 32. Und wenn er so große Zeichen unterlassen hätte, wer hätte glauben dürfen, daß er versöhnet wäre? Darum sollen die Kinder Gottes nachfolgen Gott, ihrem Vater.“ (A. a. D.)

3. Nichts wird langsamer vergessen als die Schmach, und nichts wird eher vergessen als die Wohlthat. (III, 1895.)

Bemerkung. „Zu wissen ist, daß Zorn und Haß keinen andern Unterschied haben, denn neuer und alter Wein. Denn der Haß ist ein veralteter, eingewurzelter Zorn; wie Augustinus spricht in seiner Regel: Lasset nicht aus dem Zorn einen Haß werden, damit nicht aus einem Splitter ein Balken werde. Darum der Zorn, der bald überhin gehet, und daraus kein Haß

wird, mag kaum ein Zorn genennet werden; denn er wird bald vergessen. Aber so er veraltet, so wird daraus das allerjähste Übel, daß auch ein Sprichwort daraus gekommen ist: Nichts wird langsamer vergessen als die Schmach, und nichts wird eher vergessen als die Wohlthat. Beides kommt aus der verderbten bösen Natur, und sollte billig das Gegenteil geschehen.“ (A. a. D.)

4. Wahre Freundschaft leidet keine Verstellung. (III, 1898.)

Bemerkung. „Es soll ein Freund nicht betrüglich mit seinem Nächsten umgehen, wie St. Hieronymus spricht: Wahre Freundschaft leidet keine Verstellung. Darum, hast du einen Groll im Herzen, so zeige ihn von außen. Ist kein Groll in dir, so erzeige dich wiederum in der Gestalt, entweder mit Zeichen der Gelindigkeit, oder mit Zeichen der Ernsthaftigkeit.“ (A. a. D.)

5. Die Sanftmut ist der Himmel, und der Zorn die Hölle. (III, 1899.)

6. *Ira furor brevis est.* (II, 496.) (Der Zorn ist eine kurze Raserei.) (XII, 369.)

Bemerkung. „Ein Herz, das vom Zorn so gar erhitzt ist, ist kühne, allerlei böse Thaten anzufangen und zu begehen; gleichwie man pfleget zu sagen: *Ira furor brevis est.* (Der Zorn ist eine kurze Raserei.) Der Zorn ist gleich wie eine Unfinnigkeit, die sich in einem Hui zuträget und begehen läßt. Darum muß man solcher Unfinnigkeit weichen, daß er in zornigem Mute nicht wider dich wüthe, und solchen Schaden zufüge, den man darnach nimmermehr heilen könnte.“ (II, 496.) „Fahret nicht so jäh zu, ob man euch Schaden oder Schande anleget, oder böse Worte giebt, daß ihr euch bald entrüsten laßt und entbrannt werdet, sondern sehet zu, daß ihr die Reizung überwindet und nicht bewilliget.“ (XII, 369.)

7. Es ist besser, zu viel Gnade, denn zu viel Strafe. (V, 1189.)

Bemerkung. „Maß ist in allen Dingen gut; da gehöret Kunst, ja, Gottes Gnade zu, daß man es treffe. Doch in solchem Fall, weil der mittel Kern nicht wohl zu treffen ist, so ist das zum nächsten dem Zweck geschossen, daß die Gnade den Vorgang habe vor dem Recht. Wie auch hier (Ps. 101, 1.) David die Gnade zuvor nennt, und darnach das Recht. Denn wo es ja nicht will zu treffen sein, so ist es besser und sicherer, auf dieser Seiten fehlen, denn auf jener; das ist, es ist besser, zu viel Gnade, denn zu viel Strafe. Denn zu viel Gnade kann man wieder einziehen und wenigern, aber die Strafe kann nicht wieder zurück kommen, sonderlich wo es Leib und Leben oder Gliedmaßen betrifft.“ (A. a. D.)

8. Niemand soll sein selbst Richter sein. (X, 588. 642. VII, 584.)

9. Wer wiederschlägt, der ist unrecht. (Ibid.)

Bemerkung. „Sich selbst zu Richter machen, Pred. 10, 20., welches nicht alleine wider Gottes Ordnung und Gebot (der das Gericht und Rache will selbst haben), sondern auch wider alle natürliche Rechte und Billigkeit ist, wie man spricht: Niemand soll sein selbst Richter sein.“ Vide Röm. 12, 19.

10. Ein Bürger ist dem andern einen Brand schuldig. (III, 2277.)

Bemerkung. „Also gehet es zu bei den Menschen, daß ein jeglicher von seinem Nächsten muß der Gefahr gewärtig sein. Denn wer da will in gemeiner Gesellschaft leben, und des Friedens, Ruhes, und Guts brauchen, der muß auch Gefährlichkeiten, Schaden und Ungemach, wie es das Glück giebt, leiden. So sprechen auch die Juristen: Ein Bürger ist dem andern einen Brand schuldig, das ist, will einer ein Bürger sein, so muß er auch mit seinen Nachbarn in Gefahr, Brand und allerlei Schaden stehen.“ (A. a. O.)

11. Zorn ist jedermann verboten, ohne der Obrigkeit. (XXII, 621.)

12. Alle Ursachen des Todes sind verboten. (Ibid.)

13. [Es ist nicht ein guter Fluch, wenn man spricht:] Daß dich eine alte Wand erschlage! (VI, 3182.)

14. Wer eine Grube gräbet, der fället drein. (V, 2321.)

15. Was recht ist, sollst du auch mit Recht ausführen. (II, 1280.)

16. Wer wiederschläget, ist unrecht. (II, 1280.)

Bemerkung. „Von dem Mord der Sichemiten kommt die Meinung der Juristen und der heiligen Schrift überein: Gib mir die Rache, ich will vergelten, spricht Gottes Wort Hebr. 10, 30. Item: Was recht ist, sollst du auch mit Recht ausführen. Denn niemand soll sich der Gewalt anmaßen, daß er selbst Richter sein oder sich rächen wolle, wo ihm von andern Unrecht geschehen ist. Die Deutschen sagen: Wer wiederschläget, ist unrecht. Es haben sich aber doch ihrer viele sehr darüber bemühet, daß sie diese Frage haben wollen erklären. Und Lira und Burgenfis streiten hart miteinander, welcher Teil möge gerecht sein. Hernach aber wird Jakob selbst diese That seiner Söhne strafen, da er sagt: Ihr habt es zugerichtet, daß ich stinke vor den Einwohnern dieses Landes, den Kananitern und Pharisäern &c. Daselbst lässet es sich ansehen, daß er den Mord strafe, den seine Söhne gethan hätten. Und im 49. Kapitel, da er Simeon und Levi hat segnen wollen, vergisset er dieser That nicht,

und entschuldigt sie auch nicht, sondern sagt B. 5. 6. also: „Die Brüder Simeon und Levi, unrecht haben sie gehandelt mit ihren mörderlichen Waffen. Meine Seele komme nicht in ihren Rat; denn in ihrem Zorn haben sie den Mann erwürget, und in ihrem Mutwillen haben sie den Ochsen verderbet.“ Daselbst hat er diesen Mord, der zu Sichem begangen war, verstanden, wie es alle Lehrer auslegen, und darum verfluchet und verdammet er sie, ehe denn er stirbet, so sie doch eine sehr gerechte Ursache haben zu solchem Morde.“

17. *Aequalitas non parit bellum.* (XVII, 440.)

Wo es gleich zugehet, da wird kein Krieg aus.

18. *Wiederschlagen macht Haber.* (VII, 584.)

Bemerkung. „Davider stehet hier“ (Matth. 5, 9.) „also: Wo dir Unrecht und Gewalt geschieht, daß es nicht gilt, daß du wollest deinen nährischen Kopf zurate nehmen und bald ansahen zu rächen und wiederschlagen; sondern daß du denkest und trachtest, wie es vertragen und Friede werde. Will aber solches nicht sein, und du es nicht kannst leiden, so hast du Recht und Obrigkeit im Lande, dabei du es ordentlicher Weise magst suchen. Denn sie ist dazu gesetzt, daß sie solches wehren und strafen soll. Darum, wer dir Gewalt thut, der sündigt nicht allein wider dich, sondern vielmehr wider die Obrigkeit selbst, weil es nicht dein, sondern ihr Gebot und Befehl ist, daß man Friede halte. Darum lasse deinen Richter, dem es befohlen ist, solches rächen und strafen, als wider den sich dein Widersacher verwirkt hat. Aber wenn du dich willst selbst rächen, so thust du noch größer Übel, daß du auch derselbigen Sünde schuldig wirst, als der wider die Obrigkeit sündigt, und in ihr Amt greifet; dazu deine rechte Sache selbst unrecht machest. Denn es heißt also: Wer wiederschlägt, ist unrecht, und wiederschlagen macht Haber.“

19. *Die Menschen ringen oft selbst nach Unglück.* (IV, 2969.)

20. Wenn man des Guten zu viel hat, so wird man sein bald überdrüssig. (Ibid.)

21. Durch Eintracht kleine Dinge zunehmen, und durch Zwietracht große zergehen. (Ibid.)

Bemerkung. Aus Luthers Erklärung des 133. Psalms sind die eben angeführten Sprichwörter. „Wie man denn auch im deutschen Sprichwort sagt, daß oft die Menschen selbst nach Unglück ringen. Also sagt auch Salomo in seinen Sprüchen: Böse, böse, spricht man, wenn man es hat, aber wenn es weg ist, so rühmet man es denn, Sprüche 20, 14. Denn wenn man des Guten zu viel hat, so wird man sein bald überdrüssig. Derothalben, obschon der Friede das allerhöchste Gut ist, so ist dennoch die Natur so gar verderbet, daß sie oft zum Kriege

größere Lust hat. Und wie die Welt den Frieden nicht kann leiden, so kann sie viel weniger den Krieg erdulden. Denn wenn sie Friede hat, so klagt sie, sie werde faul dabei; wenn aber Krieg vorhanden ist, so begehrt sie wiederum Friede. Und obschon die Heiden den Frieden gütten nennen, ob sie schon sagen, daß durch Eintracht kleine Dinge zunehmen, und durch Zwietracht große zergehen; wie sie denn solches aus Erfahrung haben: so glauben sie doch nicht, daß es wahr sei, und folgen ihm auch nicht, sonst würden sie nicht nach Krieg und Uneinigkeit trachten. Sind sie nun zum Frieden so gar verdroffen, daß sie in äußerlichen Dingen, in welchen sie, wie gut der Friede, und wie böse der Krieg sei, vor Augen sehen und fühlen, wider ihr Gewissen nach Aufruhr und Krieg trachten; was wollten sie denn in geistlichen Händeln thun, die sie nicht verstehen?" (M. a. D.)

22. Der zum Kriege Lust hat, der ist nie darbei gewesen. (IV, 2968.)

23. Den Unerfahrenen ist der Krieg süß. (Ibid.)

Bemerkung. Ebenfalls aus Luthers Erklärung des 133. Psalms sind die eben erwähnten Sprichwörter, und so verwertet sie Luther: „Hier möchtest du vielleicht fragen, wo es David gelernt hat, daß die Einigkeit und Liebe so große und nützliche Dinge sind? So wir aber seine Historien ansehen, befinden wir, daß ihn solches der Saul, Doeg und andere Scharhanssen in des Sauls, des vorigen Königes, Hofe, ja auch der Absalom und Ahitophel, gelehrt haben, das ist, daß der David durch viel Anfechtung und große Erfahrung gelernt hat, daß nichts Besseres sei, als Eintracht und Ruhe. 1 Sam. 18, 9. 19, 10. 22, 9. 23, 19. 2 Sam. 15, 17.

„Denn das ist gewißlich wahr, das man im Sprichwort sagt: Daß, der zum Kriege Lust hat, der ist nie darbei gewesen. Denn die jungen Gesellen, die noch jung und heiß Geblüte haben, die meinen, es sei nichts Besseres, als daß sie durch Krieg und Sieg Ehre einlegen, und einen guten Namen bekommen. Diese fleischlichen Bewegungen vergehen ihnen darnach bald, wenn sie samt den Ihren ein Unglück leiden. Es weiß auch die Welt nicht, welchen großen Nutzen der Friede bringe, ehe sie ein Unglück anstoßet, und ist gewißlich den Unerfahrenen der Krieg süß. Wie denn solches die Historien anzeigen, in welchen gar oft die unruhigen Köpfe über den Frieden klagen, und deshalb, daß die Menschen, wenn sie müßig sind, träg und faul werden, wünschen sie ihnen Krieg, auf daß sie dadurch Ehre erlangen, und ihre Tugend an den Tag zu geben Ursache haben mögen.“ (M. a. D.)

24. Man kann den Frieden nimmer zu teuer kaufen. (IV, 2978.)

Bemerkung. „Deshalben so lobet uns dieser Psalm [Ps. 133] den Frieden, daß wir den für die höchste und teuerste Gabe Gottes halten, und

eher alles darüber wagen, als daß wir den Aufrührern und Schwärmern beifallen sollen; denn ob wir schon etwas leiden müssen, so sollen wir es doch willig thun, dieweil durch den Frieden alles wiederum aufgerichtet wird. Wie denn auch jener sehr höflich gesagt hat, daß man den Frieden nimmer zu teuer kaufen kann, dieweil er dem, der ihn kauft, großen Nutzen bringt. Wir erfahren es auch in gemeinen Händeln, daß, wenn einer zehn oder zwanzig Gulden willig fahren läßt, auf daß er Frieden erhalte, daß derselbe dem Seinen recht wohl vorsteht, da ein anderer, der den Frieden bricht, und durch Zank und Hader nach zehn Gulden steht, oft hundert und mehr darüber zusetzt. Geschieht das in gemeinen Händeln, was meinst du, daß in den Regimenten und Reichshändeln geschehe?

„Lasset uns derothalben lernen den Frieden hoch achten, und Gott für solche Gaben, beide in den Regimenten und in der Kirche danken. Denn also werden wir auch des Segens und Lebens, wie uns denn allhie der Heilige Geist verheißt, theilhaftig werden. Amen.“ (A. a. D.)

25. Ich kann nicht länger Frieden haben, denn mein Nachbar will. (XII, 227.)

26. Wer wiederschlägt, der macht Hader. (Ibid.)

Bemerkung. Zu dem Spruch der heiligen Schrift: „Ist's möglich, so viel an euch ist, so habt mit allen Menschen Friede“, macht Luther solche Ausführung: „Von äußerlichem Frieden ist das gesagt, mit allen Menschen, beide Christen und Heiden, Frommen und Bösen, Hohen und Niedrigen; das ist, sie sollen keine Ursache geben dem Unfrieden, sondern ehe leiden alles, was man thut, daß doch unserthalben der Friede bleibe. Darum muß man nicht Böses mit Bösem vergelten, noch wiederschlagen: denn wer wiederschlägt, der macht Hader. Darum setzt er hinzu, so viel an euch ist, das ist: Ihr sollt niemand Leid thun, daß von eurer Seite der Hader nicht komme, sondern von der andern; ihr sollt jedermann friedlich sein, ob euch auch alle Menschen Unfriede machten. Denn daß Friede bleibe allenthalben, ist in keines Gewalt, wie man spricht: Ich kann nicht länger Frieden haben, denn mein Nachbar will; aber in unserer Gewalt stehet es ja, jedermann zufrieden lassen, beide Feind und Freund, und von jedermann Unfrieden leiden. Ja, wo bleibe ich denn? Höre zu: ‚Mähet euch selbst nicht‘ 2c. Da siehest du, wie er deutet den Frieden aufs Leiden des andern Unfriede, weil er Wiederschlagen und Rächen verbeut.“ (A. a. D.)

„Denn daß man Krieg und Hader mit Geboten wehret, oder mit Gewalt steuert, das ist nicht wahrhaftig noch ewig, weil der kriegerische Mut nicht verändert wird, man findet allewege Zeit und Raum, Hader und Krieg anzufangen, ehe denn die Gewalt es wehren kann, darum kann man in der Welt Regiment Krieg und Hader nicht mit Feuer verzehren oder gar aufheben, daß sicherer und beständiger Friede sei, wie man spricht: Ich kann

nicht länger Frieden haben, denn mein Nachbar will. Aber das ist das rechte Meisterstück, ewiglich sicher Friede zu halten, das Christus in seinem Reiche braucht: Nämlich, daß er die Herzen eins macht, und nicht mit Geboten und Gewalt alleine der Faust wehret, und die Waffen niederlegt, sondern nimmt weg den Kriegsmut, und das Haber-Herz. Wenn aber das geschieht, so ist der Faust und den Waffen schon gewehret allzumächtig.“ (XII, 666. 667.)

27. Wiederschlagen macht Haber. (IX, 770.)

28. Wer wiederschlägt ist ungerecht. (Ibid.)

29. Nicht wiederschlagen macht Friede. (Ibid.)

Bemerkung. „Das hält die Welt für Friede, wenn einer einem andern Unrecht thut, daß man ihn auf den Kopf schlage. Aber damit kommt man nimmermehr zu Friede; denn das hat nie kein König vermocht, daß er wäre zu Frieden vor Feinden gewesen. Das römische Reich ist so mächtig gewesen, daß es alles darnieder hat geschlagen, was sich dawider aufgelegt; noch konnten sie es nicht dabei erhalten. Darum taugt dieser Weg nichts, daß man zum Frieden komme. Denn wenn man schon einen Feind niederlegt und täubet, stehen ihr darnach wieder zehen und zwanzig auf, so lange bis es muß untergehen. Der sucht aber den Frieden recht, und wird ihn auch finden, der seine Zunge schweiget, der sich vom Bösen wendet, und Gutes thut, das ist ein anderer Weg, denn die Welt gehet. Vom Bösen wenden und Gutes thun, heißt, wenn man böse Worte verhöret, Böses und Unrecht versehen kann. Da suche den Frieden, so wirst du ihn finden, wenn dein Feind seinen Mut kühlet, und hat alles gethan, was er gekonnt hat; wo du denn verhörest, schiltest und tobest nicht wieder, so muß er sich selbst mit eigener Gewalt dämpfen. Denn also hat auch Christus am Kreuz seine Feinde überwunden, nicht mit dem Schwert oder Gewalt. Darum ist ein Sprichwort, welches wohl wert wäre mit Gold zu schreiben, das da sagt: Wiederschlagen macht Haber; und: Wer wiederschlägt ist ungerecht. Daraus muß wiederum folgen: Nicht wiederschlagen macht Friede. Wie gehet denn das zu? Ist's doch nicht menschlich. Ja freilich, nicht menschlich; aber wenn du also Unrecht leidest, und nicht wiederschlägst, sondern lässest es überhergehen zc.“ (A. a. O.)

(Eingefandt von P. Aug. Schüller.)

B e r m i s c h t e s .

Ein Vorfall bei der Vorbereitung auf den Empfang des deutschen Kaisers in Jerusalem erregte viel Heiterkeit. Die türkische Militärkapelle in Jerusalem spielte das Händelsche „Tochter Zion, freue dich“. Als man die Muhammedaner fragte, wie sie dazu kommen, dieses christliche Lied zu spielen, gaben diese eine sehr einfache Erklärung. Der Kapelle war der

Beehl zugegangen, sich mehrere deutsche Märsche, welche beim Einzug des deutschen Kaisers in Jerusalem gespielt werden sollten, einzüben. Der Kapellmeister wandte sich an einen deutschen musikalischen Freund, welcher die „Tochter Zion“, die „Nacht am Rhein“ und andere Kompositionen empfahl. Die türkischen Musiker hatten keine Ahnung von den zu dieser Melodie gehörigen Worten. R. S.

Im Jahre 1874 entdeckte das amerikanische Schiff „Tuscarora“ nahe den Kurilen im nördlichen Japan eine Stelle, wo der Ocean 8515 Meter tief war. Man hielt diese Stelle für die tiefste, bis das britische Schiff „Penguin“ neulich nahe den Gesellschaftsinseln eine Tiefe von 9000 Meter fand. Die tiefsten Stellen des Meers befinden sich stets in der Nähe des Landes. L.

Litterarisches.

Soeben ist uns von unserm *Concordia Publishing House* eine Musterammlung von „Allerlei für den Weihnachtstisch“ zugesandt worden, die in der That so viele wirkliche Muster enthält, daß wir uns beeilen, sie noch in dieser Nummer zur Anzeige zu bringen. Es fehlt an Raum, die einzelnen Stücke näher zu besprechen. Empfehlenswerth für Haus und Schule ist beides, Wort und Bild, Inhalt und Ausstattung. Nehmen wir zuerst die hochfeinen Büchlein: Da ist

1. Ein buntes Bilderbuch, „Die Geschichte Josephs in Bildern und Geschichten nach den Worten der heiligen Schrift“; Hochformat, mit Chromolithographien und Thondruckbildern. Der Text schließt sich den Schriftworten eng an. Beigegeben sind fünf Verse aus dem Liede: „Befiehl du deine Wege“, und vier Verse aus: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ — Den letzten Vers aus: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte“ hätten wir lieber vermist, wegen seines durchsichtigen Nationalismus. Sonst wird das prächtig kolorierte Heft in steifem Einband Kindern und Lehrern Freude bereiten. Preis: Einzeln 25 Cts., per Duzend \$2.40.
2. Zwei steifbrotscherte Bücher für Freunde der Tierwelt: „Im Tiergarten“ und „Bilder aus der Tierwelt“. Die sehr naturgetreuen kolorierten Tiergestalten hat in beiden Heften der berühmte Tiermaler Aug. Specht gezeichnet. Wir nennen aus dem ersten nur die beiden naturgetreuen Königstiger, die zwei Seiten einnehmen, und aus dem zweiten die unübertreffliche Löwengestalt von derselben Größe. Die allerliebsten, gut gewählten Tiergeschichten sind reichlich mit Kunstzeichnungen in Schwarzdruck geschmückt. Preis für jedes: Einzeln 25 Cts., per Duzend \$2.00.
3. Ein Bilderbuch ohne beschreibenden Text: „Durch die weite Welt.“ Zwölf große Chromobilder, gut ausgeführt und sauber gedruckt, aus Nord und Süd, charakteristische Scenen aus dem Leben in den verschiedenen Ländern und Zonen. Preis: 40 Cts., per Duzend \$4.00. Dieses Heft in großem Längsformat empfiehlt sich für den Anschauungsunterricht und für die Geographiestunde. Auch die unter No. 2. genannten Hefte sind hierbei verwendbar.
4. Zwei kleinere Pappbändchen: „Unsere Kinder“ und „Unsere Käsechen“. Reime und Chromolithographie für die Kinderstube. Preis: Einzeln 8 Cts., per Duzend 80 Cts. für jedes.

5. Vier neue Biblische Bilderbücher, klein: „Unter seinem sanften Stab“; „Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist“; „Jesus liebt dich“; „Jesus, der gute Hirte“. Zur Massenverteilung empfohlen. Hochfeiner Farbendruck. Inhalt gleich dem von No. 1. Preis: Einzeln 10 Cts.; 12 Stück \$1.00; 50 Stück \$3.50; 100 Stück \$6.00. Für Schulen und Sonntagschulen zur Verteilung sehr geeignet und des Aufhebens wert.
6. Bilderbücher. No. 436—439 in gewöhnlichem einfachen Farbendruck. „Fröhlicher Zeitvertreib“, „Aus der Kinderwelt“, „Allerlei für unsere Kinder“, „Fürs Herzblättchen“, heißen diese für kleinere Kinder bestimmten Reime und Bilder. Preis: Einzeln 7 Cts., per Dutzend 60 Cts., 50 Stück \$2.25, per Hundert \$4.00.

Das sind die Bücher, und nun kommen noch:

7. Engel-Reliefs als Verzierung für den Weihnachtsbaum, ausgeschnittene bunte Engelfiguren mit Öse zum Aufhängen. Per Set von 5 Figuren 50 Cts. Ein sehr passender Schmuck für den Christbaum.
8. Endlich folgt noch ein reichhaltiges Sortiment von Wandsprüchen, Hängekarten, Wunsch- und Stehkarten. Von den ersteren empfehlen sich besonders: Serie 154, 12 ausgestanzte Hängekarten. Preis: Einzeln 6 Cts., per Dutzend 60 Cts., 50 Stück \$2.00, das Hundert \$3.25. Ebenso Serie 169, zu demselben Preis; ferner Serie 103, zehn Wandsprüche mit geprägtem Text. Preis: Einzeln 10 Cts., per Dutzend \$1.00, 50 Stück \$4.25, das Hundert \$6.50. Endlich: Sternwandsprüche, Serie 112, per Dutzend 60 Cts., 50 Stück \$2.25, das Hundert \$4.00.
9. Außerdem sind besonders empfehlenswert die Karten: Jubellänge für Weihnachten, vier Farbendruckbilder mit Lied. Das Hundert \$2.25.

Die Auswahl dieser Karten und Kärtchen ist so groß und dabei sind diese so billig, daß wohl jeder Lehrer, selbst wenn die Gemeinde keine Extrabewilligungen macht, seinen Schulkindern eine Weihnachtsfreude bereiten kann. Auch erlauben wir uns die Bemerkung, daß, nachdem unser Verlagshaus eine so gute und reiche Auswahl zu dem üblichen Preise liefert, dieses nun auch bei etwaigen Bestellungen den Vorzug haben sollte.

L.

Gesänge für Männerchöre. 5. Heft. Concordia Publishing House, St. Louis, Mo. 12 Seiten. 8×11. Preis: 20 Cents, beim Dutzend \$1.50.

Auch dieses Heft können wir unsern Männerchören bestens empfehlen. Es enthält folgende Gesänge zu Jubiläums- und Geburtstagsfeiern: „Bis hieher hat mich Gott gebracht“, „Lobe den Herren, den mächtigen König“ und „Freude erhebet, Freude belebet“ von W. Tschirch; zur silbernen Hochzeit: „Rauschet heller, Silberwellen“, von A. Palme; zur Trauung: „Ach, bleib mit deiner Gnade“ und „Auf Gott und nicht auf meinen Rat“; beim Begräbnis: „Jesus, meine Zuversicht“, „Du hast geduldet, du hast gelitten“ von A. Käppel und „Selig sind des Himmels Erben“; ein Morgenmarsch: „Seht, wie die Höhen glühn“ von V. E. Becker. — Alle in diesem Hefte enthaltenen Gesänge sind je dem betreffenden Texte entsprechend vortrefflich für Männerchöre gesetzt. Besonders hat es uns erfreut, daß die Kirchenlieder für die genannten Feste und Feierlichkeiten in den Vordergrund gestellt sind.

E. H.

Es zieh'n die Friedensboten. Weihnachtskantate von E. Stein.
 Pilger Buchhandlung, Reading, Pa. — New York.

Diese Komposition ist gefällig und auch von den gewöhnlichen Singchören wohl ausführbar. Sie besteht aus einem Anfangs- und Schlußchor für gemischte Stimmen, einem kurzen Satz für vierstimmigen Männerchor und einem Duett für Sopran- und Altstimme. Das Ganze ist durch eine ansprechende Orgelbegleitung ausgeschmückt.

A. A.

Einführungen.

Am 8. Sonntag n. Trin. wurde der von der ev.-luth. St. Lorenz-Gemeinde zu Frankenmuth an ihren Tuscola-Distrikt berufene Schulamtskandidat, Herr G. P. Palmreuter, öffentlich in sein Amt eingeführt, und am 22. August das neue Schulhaus dieses Distrikts feierlich eingeweiht.

E. A. Mayer.

Es wird hiermit angezeigt, daß Herr D. Wißbeck durch den Unterzeichneten am 9. Sonntag n. Trin. als Lehrer an der dritten Schule der ev.-luth. Michaelis-Gemeinde zu Richville, Mich., in sein Amt eingeführt wurde.

G. Bernthal.

Am 10. Sonntag n. Trin., den 14. August 1898, wurde der Schulamtskandidat Herr H. Stahl als Lehrer der ev.-luth. St. Andreas-Gemeinde zu Chicago, Ill., von dem Unterzeichneten eingeführt.

W. E. Kohn.

Adresse: H. Stahl, 3601 Hermitage Ave., Chicago, Ill.

Am 10. Sonntag n. Trin., den 14. August 1898, wurde der Schulamtskandidat Herr Bernhard Wambsganz, inmitten der ev.-luth. St. Johannis-Gemeinde zu Whiting, Lake Co., Ind., als deren Lehrer feierlich in sein Amt eingeführt von

H. Ph. Wille.

Am 10. Sonntag n. Trin., den 14. August 1898, wurde der Schulamtskandidat Herr Eduard Wille als Lehrer an der Gemeindeschule der ev.-luth. St. Paulus-Gemeinde inmitten derselben durch Unterzeichneten eingeführt.

Aug. Wilder.

Herr Kandidat G. Golmjewski wurde am 10. Sonntag n. Trin. als Lehrer der Schule der ev.-luth. St. Johannes-Gemeinde bei Guernsey, Iowa, in sein Amt öffentlich eingeführt.

Otto Rihmann.

Adresse: G. Golmjewski, 36 Guernsey, Poweshiek Co., Iowa.

Am Sonntag den 21. August 1898, als am 11. Sonntag n. Trin., ist der Schulamtskandidat Herr E. D. Bewie an der gemischten Schule der ev.-luth. Immanuel-Gemeinde zu Hamilton, D., durch den Unterzeichneten feierlichst in sein Amt eingewiesen worden.

P. Cidstädt.

Am 11. Sonntag n. Trin. ist Herr Schulamtskandidat Ehr. A. D. Cidemeyer in der Gemeinde des Unterzeichneten von demselben eingeführt worden.

E. Zosft.

Am 12. Sonntag n. Trin., den 28. August, wurde der Kandidat des heiligen Schulamts Herr Wilhelm F. Meyer in der ev.-luth. Zions-Kirche zu Schenectady, N. Y., als Lehrer an der Mittelklasse ihrer Schule in sein Amt eingeführt von

E. C. L. Schulze.

Herr Schulamtskandidat W. Friedrich wurde am 13. Sonntag n. Trin. öffentlich vom Unterzeichneten in sein Amt eingeführt.

Aug. Hertwig.

Adresse: W. Friedrich, Gaylord, Sibley Co., Minn.

Am 15. Sonntag n. Trin. wurde der von der ev.-luth. St. Matthäus-Gemeinde zu Chicago, Ill., berufene Lehrer A. F. Kimmmer feierlich in sein Amt eingeführt von

H. Engelbrecht.

Schuleinweihung.

Am 9. Sonntag n. Trin., Nachmittags 3 Uhr, fand die Einweihung der dritten Schule der ev.-luth. Michaelis-Gemeinde in Richville statt durch den Ortspastor G. Bernthal.

Altes und Neues.

Inland.

Richter G. W. Edwards vom Obergericht in Pennsylvanien hat kürzlich entschieden, daß die Gesetze des Staates nichts enthielten, was das Lesen der Bibel in den öffentlichen Schulen verbiete. Diese Entscheidung endet einen Streitfall, der in Waverly dadurch entstand, daß eine Anzahl Einwohner gegen das Lesen der Bibel in den dortigen Schulen Klage erhoben.

Die Indianerschule zu Carlisle. Aus dem 19. Jahresbericht des Superintendenten der Indianerschule zu Carlisle, Major H. S. Pratt, ist ersichtlich, daß die Zöglinge derselben durch auswärtige Arbeit insgesamt \$21,755.50 verdient und sich \$8307.11 erspart haben. Etwa 250 Zöglinge blieben während des Winters auf dem Lande, wo sie die Volksschulen besuchten, und 600 brachten die Ferien auf dem Lande zu. Nur vier Todesfälle sind im Laufe des Jahres in der Schule vorgekommen. Mehrere Eskimos wurden in die Liste der Schüler aufgenommen. Der Bericht verbreitet sich über die Zunahme des Interesses der Zöglinge für Industrie und allgemeine Bildung; besonders erwähnt wird das Handfertigkeits- (Lloydwork) Departement, das etwa 120 Zöglinge enthält. Eine Anzahl Graduierte besuchen Colleges in Carlisle und sonstwo. L.

Ausland.

Die Dritte Welt-Sonntagschul-Konvention wurde anfangs Juli in London gehalten. Es hatten sich ungefähr 2300 Delegaten aus allen Teilen der Welt eingestellt, gegen etwa 1000 bei der ersten Konvention in 1889, welche ebenfalls in London gehalten wurde. Diese Delegaten repräsentieren 2½ Millionen Lehrer und 25 Millionen Sonntagschüler. Aus den Vereinigten Staaten waren 250 Delegaten, aus London 300, 60 oder mehr aus Kanada und 17 aus Indien, während fast alle Länder Europas mit Ausnahme von Spanien repräsentiert waren. Aus den Berichten ist zu entnehmen, daß in Italien gegenwärtig 15,000 Kinder protestantische Sonntagschulen besuchen. Japan berichtet 901 Schulen, davon 100 allein in Tokio. Die Konvention war ein großes Vorrecht für alle, die teilnehmen konnten, und gereichte ihnen zur großen Förderung im guten Werk. (Chr. Botsh.)

Auf dem neunten Blindenlehrerkongreß am 26. Juli zu Berlin berichtete der Ministerialdirektor Dr. Kügler: Die größere Entwicklung der Augenheilkunde und die größere Aufmerksamkeit der Ärzte haben es zuwege gebracht, daß die Zahl der Blinden in der Abnahme begriffen ist. Während im Jahre 1871 in Preußen auf 100,000 Menschen 93 Blinde kamen, verminderte sich diese Zahl im Jahre 1895 auf 67. Im Jahre 1871 betrug die Zahl der Blinden in Preußen 22,988, im Jahre 1895, trotz der vermehrten Bevölkerung, 21,442. Die Zahl der blinden Kinder unter 10 Jahren betrug in Preußen 1871: 1222, 1895: 828. Die preussische Unterrichtsverwaltung erachtet es für ihre Pflicht, die Blinden durch regelmäßigen Schulunterricht am geistigen Leben teilnehmen zu lassen und sie durch Unterweisung in lohnender Arbeit wirtschaftlich selbständig zu machen.

Ein freiwilliger Erziehungsbeirat für schulentlassene Waisen hat sich vor zwei Jahren in Berlin gebildet. Jedes Kind wird einem Pfleger überwiesen. Im zweiten Vereinsjahr wurden bereits 1214 Kinder untergebracht. In andern Städten haben sich ebenfalls Vereine zur Bildung eines freiwilligen Erziehungsbeirates zusammengethan.

Zur Förderung der Volksmusik in Deutschland hat der deutsche Kaiser einen Plan erfunden, nach welchem alljährlich Preiskonzerte stattfinden sollen. Das erste derselben wird im Jahre 1899 in Kassel abgehalten. Jeder teilnehmende Chor erhält eine Stunde vor der Konkurrenz eine nicht veröffentlichte Komposition zugeeilt, die dann zum Vortrag gelangen muß. Der Kaiser stiftete einen wertvollen Edelstein als Preis.

Die Zöglinge der Volksschulen in Kopenhagen müssen dreimal wöchentlich ein Bad nehmen, während dessen ihre Kleider in einem Dampfsofen sterilisiert werden. Die Dänen widersehen sich dieser Regel, weil sie die Kinder mit ihrer heimatlichen Umgebung unzufrieden mache.

Spanien. Der Stand der evangelischen Kirche ist nach einem Londoner Blatt folgender: Pastoren 26, Evangelisten 35 und 116 Lokale, welche entweder zum Schulunterricht oder zu gottesdienstlichen Zwecken gebraucht werden. Die Zahl der kommunionberechtigten Glieder ist 3442 und die der Kirchenbesucher 9194. Wochenschulen giebt es 116, in welchen 61 Lehrer und 71 Lehrerinnen unterrichten. In den Registern der Knaben sind 2545, in denen der Mädchen 2095 eingetragen. Sonntagsschulen giebt es 80 mit 183 Lehrern und 3231 Schülern.

Die Tagalen, Eingeborene der Philippinen, sind durchaus keine Barbaren und Halbwilde, als welche die Spanier sie hinzustellen suchen. Von einem Manne, der sich von 1891 bis 1893, und dann wieder 1895 bis Mitte 1897 auf den Philippinen aufgehalten hat, wird der Wiener „Neuen Freien Presse“ folgendes geschrieben: „Die Tagalen sind ein sanftes, sehr bildungsfähiges Volk von gutem Charakter und von allen malayischen Stämmen den Japanern am meisten ähnlich, ohne deren für den Fremden minder angenehme Eigenschaften zu besitzen. Sie sind dem Namen nach Katholiken. Die Bestialität der Malayen der Sunda-Inseln fehlt ihnen ganz, und das Amoklaufen mit dem obligaten Kopfab schneiden kommt bei den Philippinern gar nie vor. Sie sind im Handel ehrlich und nach tropischen Begriffen arbeitssam, wenn auch der größte Teil der Wirtschaftsarbeiten den Weibern anheimfällt. Für irgend welche Verbreitung der gewöhnlichsten Bildungselemente haben die Spanier in den 350 Jahren ihrer Herrschaft so viel wie nichts gethan, und nur in Manila, dann auch in Lingayen und Palaban (auf der Insel Luzon) sind Volksschulen für die Eingeborenen vorhanden. Trotzdem gelang es verhältnismäßig vielen Tagalen, sich höhere Bildung anzueignen, indem Söhne reicherer Eltern nach Hongkong, Singapore und auch nach Europa zur Ausbildung geschickt wurden. So war der im Sommer 1896 in Manila als Rebelle erschossene Dr. Jose Rizal, ein hervorragender Arzt und Operateur, Dichter und Novellist. Ein Sohn reicher Eltern, Vollblut-Tagale, machte er den oben beschriebenen Bildungsgang durch. Er studierte Medizin in Deutschland und England, besuchte Spanien und kehrte dann in seine schöne Heimat zurück, wo er den Henkerstod finden sollte.“ L.

Asien (Indien). Während der dem Namen nach christliche Leiter des indischen Volksschulwesens, Dr. Martin, zwar den unheilvollen Einfluß zugeben muß, welchen die religionslose Schule im Lande ausübt, aber meint, dem könne dadurch abgeholfen werden, daß man eine Art Allreligion einführe, hat ein heidnischer Professor in Madras, Rangatschariar, kürzlich den Missionsschulen ein köstliches Zeugnis ausgestellt. Sollte das nicht jenen Namenchristen beschämen? L.

5

Die biblische Geschichte
des
Neuen Testaments.

Kurze Auslegung
der
Evangelien und Apostelgeschichte.

Von
G. Stöckhardt,
Professor am Concordia-Seminar zu St. Louis, Mo.

408 und XV Seiten Großoctav in Halbfranzband. Preis: \$1.75.

CONCORDIA PUBLISHING HOUSE.